Kleine Dichtungen

Robert Walser

A 593

Digitized by Google

Robert Walſer
Kleine Dichtungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Kleine Dichtungen von Robert Walser

Leipzig
Kurt Wolff. Verlag
1915

Digitized by Google

Einbandzeichnung von Karl Walser.
Fünfzig Exemplare wurden als Vorzugsausgabe auf Echt-Bütten gedruckt und handschriftlich numeriert.

Zweite Auflage
Die erste Auflage wurde für den Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter hergestellt.
Copyright 1915 by Kurt Wolff Verlag, Leipzig
Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig.

Digitized by Google

PT
2647
A64
K52

Inhalt

Brief eines Dichters an einen Herrn . 9
Mittagspause 14
Die Göttin 16
Der Nachen 18
Pierot 20
Sommerfrische 22
Frau von Twann 24
Die Insel 27
Meta 29
Fußwanderung 34
Der Kuß 37
Das Traumgesicht 40
Nächtliche Wanderung 43
Johanna 46
Der Bursche 49
Der Knabe 51
Das Götzenbild 54
„Apollo und Diana“ 56
Zwei Bilder meines Bruders
„Die Frau am Fenster“ 59
„Der Traum“ 61
Die Gedichte 65
Rinaldini 67
Lenau 70
Tobold 73
Helblings Geschichte 86
Brief eines Vaters an seinen Sohn . . 111
Spazieren 116
Der Schäfer 119

Digitized by Google

Die Einladung 121
Der nächtliche Aufstieg 124
Die Landschaft 127
Der Dichter 129
Das Liebespaar 131
Der Mond 134
Ein Nachmittag 136
Die kleine Schneelandschaft 139
Das Mädchen 141
Das Eisenbahnabenteuer 143
Die Stadt 146
Das Veilchen 149
Die Kapelle 152
Der Tänzer 155
Die Sonate 158
Das Gebirge 161
Der Traum 165
Der Jagdhund 168
Der Vater 171
Der Träumer 174
Der Pole 177
Der Doktor 181
Der Liebesbrief 184
Der Hanswurst 187
Sonntagmorgen 189
Ausgang 191
Die Millionärin 193
Erinnerung 196
Die Schneiderin 199
Das Stellengesuch 202

Digitized by Google

„Geschwister Tanner“ 205
Eine Stadt 208
Spaziergang 212
Das Kätzchen 216
Tannenzweig, Taschentuch und Käppchen . 218
Der Mann 220
Das Pferd und die Frau 222
Die Handharfe 224
Die Fee 226
Kleine Wanderung 228
Wirtshäuselei 230
Der Morgen 232
Der Ausflug 234
Schnee 236
Der Blick 238
Der Heidenstein 240
Der Waldberg 242
Zwei kleine Sachen 246
Herbstnachmittag 248
Der Felsen 252
Die Eisenbahnfahrt 255
Das Lachen 258
Der Berg 261
Schwärmerei 264
Oskar 267
Die Einfahrt 271
Die Vaterstadt 274
Das Grab der Mutter 276
Abend 278
An den Bruder 281

Digitized by Google

Ich wanderte und wandre noch,
doch war mein Geh'n nicht immer gleich.
Bald trug ich Heiterkeit mit mir.
Bald, wie es auch dem Himmel geht,
verlor ſich plötzlich meine Luſt
in einen langen Tag von Leid —

Brief eines Dichters an einen Herrn

Auf Ihren Brief, hochverehrter Herr, den ich heute abend auf dem Tiſch fand, und worin Sie mich erſuchen, Ihnen Zeit und Ort anzugeben, wo Sie mich kennen lernen könnten, muß ich Ihnen antworten, daß ich nicht recht weiß, was ich Ihnen ſagen ſoll. Einiges und anderes Bedenken ſteigt in mir auf, denn ich bin ein Menſch, müſſen Sie wiſſen, der nicht lohnt, kennen gelernt zu werden. Ich bin außerordentlich unhöflich, und an Manieren beſitze ich ſo gut wie nichts. Ihnen Gelegenheit geben, mich zu ſehen, hieße, Sie mit einem Menſchen bekannt machen, der ſeinen Filzhüten den Rand mit der Schere halb abſchneidet, um ihnen ein wüſteres Ausſehen zu verleihen. Möchten Sie einen ſolchen Sonderling vor Augen haben? Ihr liebenswürdiger Brief hat mich ſehr gefreut. Doch Sie irren ſich in der Adreſſe. Ich bin Der nicht, der verdient, ſolcherlei Höflichkeiten zu empfangen. Ich bitte Sie: Stehen Sie ſogleich ab von dem Wunſch, meine Bekanntſchaft zu machen. Artigkeit ſteht mir ſchlecht zu Geſicht. Ich müßte Ihnen gegenüber die notwendige Artigkeit hervorkehren;

und das eben möchte ich vermeiden, da ich weiß, daß artiges und manierliches Betragen mich nicht kleidet. Auch bin ich nicht gern artig; es langweilt mich. Ich vermute, daß Sie eine Frau haben, daß Ihre Frau elegant iſt, und daß bei Ihnen ſo etwas wie ein Salon iſt. Wer ſich ſo feiner und ſchöner Ausdrücke bedient wie Sie, hat einen Salon. Ich aber bin nur Menſch auf der Straße, in Wald und Feld, im Wirtshaus und in meinem eigenen Zimmer; in irgend jemandes Salon ſtünde ich da wie ein Erztölpel. Ich bin noch nie in einem Salon geweſen, ich fürchte mich davor; und als Mann von geſunder Vernunft muß ich meiden, was mich ängſtigt. Sie ſehen, ich bin offenherzig. Sie ſind wahrſcheinlich ein wohlhabender Mann und laſſen wohlhabende Worte fallen. Ich dagegen bin arm, und alles, was ich ſpreche, klingt nach Armlichkeit. Entweder würden Sie mich mit Ihrem Hergebrachten oder ich würde mit meinem Hergebrachten Sie verſtimmen. Sie machen ſich keine Vorſtellung davon, wie aufrichtig ich den Stand, in welchem ich lebe, bevorzuge und liebe. So arm ich bin, iſt es mir doch bis heute noch nie eingefallen, mich zu beklagen; im Gegenteil: ich ſchätze, was mich

umgibt, ſo hoch, daß ich ſtets eifrig bemüht bin, es zu hüten. Ich wohne in einem wüſten, alten Haus, in einer Art von Ruine. Doch das macht mich glücklich. Der Anblick armer Leute und armſeliger Häuſer macht mich glücklich; ſo ſehr ich auch denke, wie wenig Grund Sie haben, dies zu begreifen. Ein beſtimmtes Gewicht und eine gewiſſe Menge von Verwahrloſung, von Verlotterung und von Zerriſſenheit muß um mich ſein: ſonſt iſt mir das Atmen eine Pein. Das Leben würde mir zur Qual, wenn ich fein, vortrefflich und elegant ſein ſollte. Die Eleganz iſt mein Feind, und ich will lieber verſuchen, drei Tage lang nichts zu eſſen als mich in die gewagte Unternehmung verſtricken, eine Verbeugung zu machen. Verehrter Herr, ſo ſpricht nicht der Stolz, ſondern der ausgeſprochene Sinn für Harmonie und Bequemlichkeit. Warum ſollte ich ſein, was ich nicht bin, und nicht ſein, was ich bin? Das wäre eine Dummheit. Wenn ich bin, was ich bin, bin ich mit mir zufrieden; und dann tönt alles, iſt alles gut um mich. Sehen Sie, es iſt ſo: ſchon ein neuer Anzug macht mich ganz unzufrieden und unglücklich; woraus ich entnehme, wie ich alles, was ſchön, neu und fein

iſt, haſſe und wie ich alles, was alt, verſchabt und verbraucht iſt, liebe. Ich liebe Ungeziefer nicht gerade; ich möchte Ungeziefer nicht geradezu eſſen, aber Ungeziefer ſtört mich nicht. In dem Haus, in welchem ich wohne, wimmelt es von Ungeziefer: und doch wohne ich gern in dem Haus. Das Haus ſieht aus wie ein Räuberhaus, zum ans Herz drücken. Wenn alles neu und ordentlich iſt in der Welt, dann will ich nicht mehr leben, dann morde ich mich. Ich fürchte alſo quaſi etwas, wenn ich denken ſoll, ich ſolle mit einem vornehmen und gebildeten Menſchen bekannt werden. Wenn ich befürchte, daß ich Sie nur ſtöre und keine Förderlichkeit und Erquicklichkeit für Sie bedeute, ſo iſt die andere Befürchtung ebenſo lebendig in mir, nämlich die (um ganz und gar offen zu reden), daß auch Sie mich ſtören und mir nicht erquicklich und erfreulich ſein könnten. Es iſt eine Seele in eines jeden Menſchen Zuſtand; und Sie müſſen unbedingt erfahren, und ich muß Ihnen das unbedingt mitteilen: ich ſchätze hoch, was ich bin, ſo karg und ärmlich es iſt. Ich halte allen Neid für eine Dummheit. Der Neid iſt eine Art Irrſinn. Reſpektiere jeder die Lage, in der er iſt: ſo iſt jedem gedient. Ich

fürchte auch den Einfluß, den Sie auf mich ausüben könnten; das heißt: ich fürchte mich vor der überflüssigen innerlichen Arbeit, die getan werden müßte, mich Ihres Einflusses zu erwehren. Und deshalb renne ich nicht nach Bekanntschaften, kann nicht danach rennen. Jemand Neues kennen lernen: Das ist zum mindesten stets ein Stück Arbeit, und ich habe mir bereits erlaubt, Ihnen zu sagen, daß ich die Bequemlichkeit liebe. Was werden Sie denken von mir? Doch das muß mir gleichgültig sein. Ich will, daß mir das gleichgültig sei. Ich will Sie auch nicht um Verzeihung wegen dieser Sprache bitten. Das wäre Phrase. Man ist immer unartig, wenn man die Wahrheit sagt. Ich liebe die Sterne, und der Mond ist mein heimlicher Freund. Über mir ist der Himmel. Solange ich lebe, werde ich nie verlernen, zu ihm hinaufzuschauen. Ich stehe auf der Erde: Dies ist mein Standpunkt. Die Stunden scherzen mit mir, und ich scherze mit ihnen. Ich vermag mir keine köstlichere Unterhaltung zu denken. Tag und Nacht sind meine Gesellschaft. Ich stehe auf vertrautem Fuß mit dem Abend und mit dem Morgen. Und hiermit grüßt Sie freundlich der arme junge Dichter.

Mittagspauſe

Ich lag eines Tages, in der Mittagspauſe, im Gras, unter einem Apfelbaum. Heiß war es, und es ſchwamm alles in einem leichten Hellgrün vor meinen Augen. Durch den Baum und durch das liebe Gras ſtrich der Wind. Hinter mir lag der dunkle Waldrand mit ſeinen ernſten, treuen Tannen. Wünſche gingen mir durch den Kopf. Ich wünſchte mir eine Geliebte, die zum ſüßen duftenden Wind paßte. Da ich nun die Augen ſchloß und ſo dalag, mit gegen den Himmel gerichtetem Geſichte, bequem und träg auf dem Rücken, umſummt vom ſommerlichen Geſumm, erſchienen mir, aus all der ſonnigen Meeres- und Himmelshelligkeit herab, zwei Augen, die mich unendlich liebenswürdig anſchauten. Auch die Wangen ſah ich deutlich, die ſich den meinigen näherten, als wollten ſie ſie berühren, und ein wunderbar ſchöner, wie aus lauter Sonne geformter, feingeſchweifter und üppiger Mund kam aus der rötlich-bläulichen Luft nahe bis zu dem meinigen, ebenfalls ſo, als wolle er ihn berühren. Das Firmament, das ich zugedrückten Auges ſah, war ganz roſarot, umſäumt von edlem

Sammetſchwarz. Es war eine Welt von lichter Seligkeit, in die ich ſchaute. Doch da öffnete ich dummerweiſe plötzlich die Augen, und da waren Mund und Wangen und Augen verſchwunden, und des ſüßen Himmelskuſſes war ich mit einmal beraubt. Auch war es ja Zeit, in die Stadt hinunterzugehen, in das Geſchäft, an die tägliche Arbeit. Soviel ich mich erinnere, machte ich mich nur ungern auf die Beine, um die Wieſe, den Baum, den Wind und den ſchönen Traum zu verlaſſen. Doch in der Welt hat alles, was das Gemüt bezaubert und die Seele beglückt, ſeine Grenze, wie ja auch, was uns Angſt und Unbehagen einflößt, glücklicherweiſe begrenzt iſt. So ſprang ich denn hinunter in mein trockenes Bureau und war hübſch fleißig bis an den Feierabend.

Die Göttin

Ich ging einſt, ganz in Gedanken, die elegante Hauptſtraße entlang. Viele Menſchen ſpazierten in derſelben. Die Sonne ſchien ſo freundlich. Die Bäume waren grün, der Himmel war blau. Ich weiß nicht mehr genau, ob es Sonntag war. Ich erinnere mich nur, daß etwas Süßes, etwas Freundliches um mich war. Doch etwas noch Schöneres ſollte folgen, indem ſich nämlich vom ungewiſſen leichten Himmel herab eine ſchneeweiße Wolke auf die Straße niederſenkte. Die Wolke glich einem großen und graziöſen Schwan, und auf dem weichen, weißen, flaumigen Rücken der Wolke ſaß, in liegender Haltung, den Arm nachläſſig ausgeſtreckt, voller freundlicher, kindlicher Majeſtät, eine nackte Frau. So hatte ich mir ſtets die Göttinnen aus Griechenland vorgeſtellt. Die Göttin lächelte, und alle Menſchen, die ſie ſahen, waren genötigt, mitzulächeln, bezaubert von der holdſeligen Schönheit. O wie ihr Haar in der Sonne ſchimmerte! Mit ihren großen blauen gütigen Augen ſchaute ſie die Welt an, die ſie gleichſam mit ihrem hohen kurzen Beſuch beehrte. Die Wolke flog auf, gleich

einem Luftſchiff, und nach kurzer Zeit war mir und allen andern der herrliche Anblick wieder entſchwunden. Da gingen die Leute ins nächſtgelegene Kaffeehaus und erzählten einander die wunderbare Neuigkeit. Noch ſchien die Sonne freundlich, auch ohne Göttin.

Der Nachen

Ich glaube, ich habe dieſe Szene ſchon geſchrieben, aber ich will ſie noch einmal ſchreiben. In einem Nachen, mitten auf dem See, ſitzen ein Mann und eine Frau. Hoch oben am dunklen Himmel ſteht der Mond. Die Nacht iſt ſtill und warm, recht geeignet für das träumeriſche Liebesabenteuer. Iſt der Mann im Nachen ein Entführer? Iſt die Frau die glückliche, bezauberte Verführte? Das wiſſen wir nicht; wir ſehen nur, wie ſie beide ſich küſſen. Der dunkle Berg liegt wie ein Rieſe im glänzenden Waſſer. Am Ufer liegt ein Schloß oder Landhaus mit einem erhellten Fenſter. Kein Laut, kein Ton. Alles iſt in ein ſchwarzes, ſüßes Schweigen gehüllt. Die Sterne zittern hoch oben am Himmel und auch von tief unten aus dem Himmel herauf, der im Waſſerſpiegel liegt. Das Waſſer iſt die Freundin des Mondes, es hat ihn zu ſich herabgezogen, und nun küſſen ſich das Waſſer und der Mond wie Freund und Freundin. Der ſchöne Mond iſt in das Waſſer geſunken wie ein junger kühner Fürſt in eine Flut von Gefahren. Er ſpiegelt ſich im Waſſer, wie ein

ſchönes liebevolles Herz ſich in einem andern liebesdurſtigen Herzen widerſpiegelt. Herrlich iſt es, wie der Mond dem Liebenden gleicht, ertrunken in Genüſſen, und wie das Waſſer der glücklichen Geliebten gleicht, umhalſend und umarmend den königlichen Liebſten. Mann und Frau im Boot ſind ganz ſtill. Ein langer Kuß hält ſie gefangen. Die Ruder liegen läſſig auf dem Waſſer. Werden ſie glücklich, werden ſie glücklich werden, die zwei, die da im Nachen ſind, die zwei, die ſich küſſen, die zwei, die der Mond beſcheint, die zwei, die ſich lieben?

Pierot

Auf den Maskenball war auch ein langer, hochaufgeschossener, ungelenkiger Gesell gekommen. Er nannte sich Pierot. Vielleicht wäre es für ihn besser getan gewesen, hübsch ruhig zu Hause zu bleiben und zwischen seinen eigenen vier Wänden Trübsal zu blasen, als hier im schönen Vergnügungssaal durch Langeweile hervorzuragen. Er schlenkerte und schleuderte die langen Arme hin und her. Es sah zum Verzweifeln aus, wie er seinen Kopf zur Erde hängen ließ. Wo wollte er hinaus mit sich, und was gedachte er auf dem lustigen Maskenball zu beginnen? Übermütig tanzten die Liebespaare rund um ihn herum. O wie schön die Kerzen strahlten, wie süß die Musik spielte! War es nicht, als wenn Mondstrahlen in den Saal hineinfliegen? Pierot legte sich, wie ein geschlagener Hund, in einen Winkel an den Boden und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Unterdessen wirbelte und wedelte und hüpfte, einem artigen, guterzogenen Hündchen gleich, die Tanzlust hin und her. Gläser klirrten, Pfropfen knallten, Wein wurde getrunken, und Gelächter ertönte. Ein glühen-

der Verehrer hatte die Geliebte und abgöttiſch Verehrte aus den Augen verloren und ſuchte ſie. Ein anderer, vom Entzücken hingeriſſen, kniete vor der Dame ſeines Herzens nieder. Zwei Glückliche küßten und liebkoſten ſich. Jedermann ſchien das Seinige zu haben. Alles war bewegt; alles war in Bewegung. Nur er, der arme, arme Pierot, war unbeweglich. Für ihn gab es keine Luſt. Er begriff ſich ſelbſt und die Welt nicht. Leblos, einer weißen Statue ähnlich, oder einem Gemälde ähnlich, lag er da und ſchaute verſtändnislos vor ſich hin. Ein kaum merkliches trauervolles Lächeln ſpielte ihm um die blaſſen Lippen. Sein Geſicht war ganz mehlern. Er hatte ſich gepudert, der Dummkopf. Armer Dummkopf, armer Burſche! Wo alles außer ſich war, wo alles lebte und lachte, wo alles, was Beine hatte, tanzte und Luftſprünge machte, glich er dem tödlich getroffenen Verwundeten, verblutend an den ſpitzfindigen, dolchähnlichen Melancholien. Ja, er hätte zu Hauſe bleiben ſollen. Derlei hoffnungsloſe Menſchen ſollen der Luſt, dem Glanz, dem Glück und der Freude fernbleiben. Sie ſollen in der Einſamkeit leben.

Sommerfriſche

Was tut man in der Sommerfriſche? Du mein Gott, was ſoll man viel tun? Man erfriſcht ſich. Man ſteht ziemlich ſpät auf. Das Zimmer iſt ſehr ſauber. Das Haus, das du bewohnſt, verdient nur den Namen Häuschen. Die Dorfſtraßen ſind weich und grün. Das Gras bedeckt ſie wie ein grüner Teppich. Die Leute ſind freundlich. Man braucht an nichts zu denken. Gegeſſen wird ziemlich viel. Gefrühſtückt wird in einer lauſchigen, ſonnendurchſtochenen Gartenlaube. Die appetitliche Wirtin trägt das Frühſtück auf, du brauchſt nur zuzugreifen. Bienen ſummen um deinen Kopf herum, der ein wahrer Sommerfriſchenkopf iſt. Schmetterlinge gaukeln von Blume zu Blume, und ein Kätzchen ſpringt durch das Gras. Ein wunderbarer Wohlgeruch duftet dir in die Naſe. Hiernach macht man einen Spaziergang an den Rand eines Wäldchens, das Meer iſt tiefblau, und muntere braune Segelſchiffe fahren auf dem ſchönen Waſſer. Alles iſt ſchön. Es hat alles einen gewinnenden Anſtrich. Dann kommt das reichliche Mittageſſen, und nach dem Mittageſſen wird unter Kaſtanien-

bäumen ein Kartenſpiel geſpielt. Nachmittags wird im Wellenbad gebadet. Die Wellen ſchlagen dich mit Erfriſchung und Erquickung an. Das Meer iſt bald ſanft, bald ſtürmiſch. Bei Regen und Sturm bietet es einen großartigen Anblick dar. Nun kommen die ſchönen ſtillen Abende, wo in den Bauernſtuben die Lampen angezündet werden und wo der Mond am Himmel ſteht. Die Nacht iſt ganz ſchwarz, kaum durch ein Licht unterbrochen. Etwas ſo Tiefes ſieht man nirgends. So kommt ein Tag nach dem andern, eine Nacht nach der andern, in friedlicher Abwechſlung. Sonne, Mond und Sterne erklären dir ihre Liebe, und du ihnen ebenfalls. Die Wieſe iſt deine Freundin, und du ihr Freund, du ſchauſt während des Tages öfters hinauf in den Himmel und hinaus in die weite zarte weiche Ferne. Am Abend, zur beſtimmten Stunde, ziehen die Rinder und Kühe ins Dorf hinein, und du ſchauſt zu, du Faulenzer. Ja, in der Sommerfriſche wird ganz gewaltig gefaulenzt, und eben das iſt ja das Schöne.

Frau von Twann

Waren Sie ſchon einmal bei Frau von Twann? Nicht? Dann beeilen Sie ſich, dieſer Frau eine Artigkeit zu ſagen, damit Sie eine Einladung bekommen, bei ihr zum Eſſen zu erſcheinen. Frau von Twann iſt geiſtvoll, aber ſie iſt noch mehr als das, ſie iſt ſchön. Sie iſt in ihrer Art eine reife Birne, weich, doch von ausnehmend ſchöner Form. Das Eſſen, das ſie gibt, iſt vorzüglich; die Weine ſind ausgezeichnet. Doch das iſt das wenigſte. Wenn du Frau von Twann die Hand küßt, ſchwebſt du ſchon im Himmel. Ein Lächeln hat dieſe Frau. Geh hin zu ihr und ſieh zu, daß ſie dir ein Lächeln ſchenkt. Ihr Lächeln iſt wie ein Kuß. Sie weiß das, und daher hütet ſie ſich, es zu verſchwenden. Die Blumen, die Lichter, die Muſik bei Frau von Twann. Schon der bloße Gedanke macht mich ſchwelgen. B..., dieſer Kenner der Genüſſe, lechzt danach, der ſeltenen Frau vorgeſtellt zu werden, und ſie wird ſicherlich den ausgezeichneten Mann gern empfangen. Sie beſitzt Geſchmack, doch ſie beſitzt mehr, ſie beſitzt Größe. Sie iſt von einer Munterkeit durchdrungen, die auf denjenigen

überſpringt, der die Freude empfindet, ſich an der Unterhaltung beteiligen zu dürfen, deren Lenkerin und Leiterin ſie iſt. Sie iſt die Herrin und Gebieterin vieler reizender Einfälle, und zu wem ſie ein Wort ſpricht, der iſt von ihr bezaubert. Ihr Eßzimmer iſt ſchneeweiß, von zartem Gold durchbrochen. Süße Malereien ſchmücken die Wände. Der Empfangsraum iſt grün, gleich der frohlockenden Hoffnung, die Gunſt der Herrin des Hauſes zu gewinnen. Wer bei ihr im Hauſe iſt, der muß frohlocken, ob er will oder nicht. Die Bedienung iſt tadellos. Die Diener der Frau von Twann ſind derart einexerziert, daß man gar nicht merkt, daß ſie überhaupt da ſind. Kann man einer Dienerſchaft ein beſſeres Zeugnis ausſtellen? Die unſichtbare Muſik, die während des Eſſens in die Ohren der Schmauſenden niederträufelt, iſt ſo ſchön, daß man ſich einbildet, Mozart ſelbſt dirigiere ſie. Poeten tragen gern bei Frau von Twann ihre neueſten, noch ganz warmen und feuchten Gedichte vor, und ſie ernten meiſt reichen Beifall, den ſie redlich verdienen. Wen lädt die holde hohe Frau ein? Nun, alle, die von der Abſicht beſeelt ſind, ſich ehrlich zu amüſieren. Sie liebt die Aus-

gelaſſenheit. O das Mondlicht, das zarte, ſilberne, das dort in die heimlichen, duftenden Gemächer hineinbricht. Eines ihrer Zimmer iſt ganz blau, wie ein Himmel. Dorthin verlieren ſich die Liebenden, um ſich zu küſſen. Noch hat kein Menſch ſich bei Frau von Twann gelangweilt. Das müßte ein elender Menſch ſein, der ſich bei der Liebenswürdigen, Anbetenswerten langweilen könnte. Aber das iſt ja unmöglich. Sie macht den, der ſie kennen lernt, zum guten, edlen und unterhaltenden Menſchen.

Die Inſel.

Ein Hochzeitspaar aus Berlin ging auf die Reiſe. Die Fahrt war lang. Endlich kamen die beiden jungen Vermählten in einer Stadt an, die war ganz aus roten ernſten Steinen gebaut, und ein breiter blauer Strom floß daran vorüber. Ein hoher majeſtätiſcher Dom ſpiegelte ſich im Spiegel des Waſſers. Doch die Stadt ſchien ihnen nicht geſchaffen, längeren Aufenthalt zu nehmen, und ſie zogen weiter, und da es regnete, ſpannten ſie einen großen Regenſchirm auf und verſteckten ſich unter demſelben. Sie kamen vor ein altes, in einem weitläufigen Garten verborgenes Schloß und gingen ſchüchtern hinein. Eine ſchöne ſteinerne Wendeltreppe, geſchaffen wie für einen regierenden Fürſten, führte hinauf ins erſte Stockwerk. Alte dunkle Gemälde hingen an den hohen, ſchneeweißen Wänden. Sie klopften an einer ſchweren alten Türe. „Herein.“ Und da ſaß, in eine gelehrte geheimnisvolle Arbeit vertieft, ein uraltes Männchen am Schreibtiſch. Die Leute aus Berlin fragten, ob ſie im Schloß wohnen könnten, es gefiel ihnen. Doch es war nichts anzufangen mit dem alten Mann,

der nur ſchwerfällig den Kopf ſchüttelte. So zogen ſie weiter. Sie kamen in ein Schneegeſtöber hinein, arbeiteten ſich aber wieder heraus, und ſo ging es fort durch Wälder, Dörfer und Städte. Nirgends wollte ſich ein paſſendes Luſtplätzchen ausfindig machen laſſen, und in den Hotels waren obendrein noch die Kellner frech, die Spitzbuben. Sie übernachteten einmal in einem Hotel, wo es freilich die weichſten und ſchönſten Roßhaarbetten gab und liebliche Gardinen vor den Fenſtern, aber die Preiſe, unverſchämt teuer, drückten ihnen beinahe das Herz ab. Bis nach Venedig kamen ſie, zu den höhniſchen Italienern. Die Schurken, ſie ſingen Serenaden, preſſen aber dafür den Fremden das Geld mit Hebeln und mit Schrauben ab. Schließlich hatten ſie Glück. Sie erblickten aus der Ferne, mitten in einen anmutigen See gelegt, eine liebliche, hellgrün ſchimmernde Inſel, auf dieſe ſteuerten ſie zu, und dort fanden ſie es ſo ſchön, daß ſie nicht mehr fort konnten. Sie blieben auf der Inſel wohnen. Die Inſel glich an landſchaftlicher Schönheit einem holden ſüßen Mädchenlächeln. Dort logierten ſie und waren glücklich.

Meta

Es trug ſich zu, daß ich eines Nachts, nur noch dunkel erinnere ich mich der kleinen aber rührenden Szene, von einer wilden Trinkwanderung verſtört und taumelnd heimkehrend, in einer der monotonen Straßen der großen Stadt eine Frau antraf, die mich aufforderte, mit ihr nach Hauſe zu gehen. Es war keine ſchöne und doch eine ſchöne Frau. Entſprechend dem Zuſtand, in welchem ich mich befand, richtete ich allerhand mich ſelber höchlich beluſtigende, törichte, wenngleich vielleicht witzige Redensarten an das nächtliche Geſchöpf, wobei ich mit der Gabe, die den Leuten eigen iſt, die einen Rauſch haben, merkte, daß ich ihr ſehr amüſant erſchien. Noch mehr: ich gefiel ihr, und ich gewann den Eindruck, daß ſie ſich einer liebenswürdigen Schwäche in bezug auf mich hinzugeben begann. Ich wollte ſie verlaſſen, doch ſie ließ mich nicht los, und ſie ſagte: „O, geh nicht von mir weg. Komm mit mir, lieber Freund. Willſt du kaltherzig ſein und nichts empfinden für mich? Nicht doch. Du haſt viel getrunken, du kleines Kerlchen. Trotzdem ſieht man dir an, daß du lieb biſt. Willſt du nun

böſe ſein und mich ſo ſchmählich abweiſen, wo doch ich dich ſo raſch liebgewonnen habe? Nicht doch. O, wenn du wüßteſt — — doch man darf ja den Herren nicht mit Gefühlen kommen, ſonſt verachten und verlachen ſie unſereinen nur. Wenn du wüßteſt, was ich leide unter der Kälte, unter der Leere all dieſer Sinnlichkeiten, die mein trauerſpielgleiches, ſchreckenerregendes Gewerbe ſind. Ich erſchien mir bis heute nur immer wie ein Ungeheuer, wert, mit Fußtritten behandelt zu werden. Ich habe jetzt eine milde, ſüße, fromme Empfindung in mir, erweckt durch dich, mein Lieber, und du, du willſt mich jetzt wieder in den Scheuſalabgrund zurückwerfen? Nicht doch. Bleib, bleib, und komm mit mir. Wir wollen die ganze Nacht verſcherzen miteinander. O, ich werde dich zu unterhalten wiſſen, du ſollſt ſehen. Wer Freude hat, iſt der nicht am eheſten zur Unterhaltung geſchaffen? Und ich, ich habe jetzt, nach langer, langer Zeit, wieder einmal eine Freude. Weißt du, was das für mich, die Entmenſchte, bedeutet? Weißt du das? Du lächelſt? Du lächelſt hübſch, und ich liebe dein Lächeln. Und willſt du nun lieblos, und ganz entfernt von aller ſchönen Freundſchaft,

treten auf die Freude, die ich bei deinem Anblick empfinde? Willſt du zerſtören und zunichte machen, was mich glücklich, was mich, nach ſo langer, langer Zeit, wieder einmal glücklich macht? Süßer Freund! Soll ich, nachdem ich immer mit dem Grauſen und mit dem bleiernen Entſetzen mich habe einlaſſen müſſen, nun mich nicht auch einmal mit dem wahrhaftigen Vergnügen befaſſen dürfen? Sei nicht grauſam. Bitte, bitte. Nein, du wirſt es nicht bereuen. Du wirſt die Stunden, mit der Verachteten und Entehrten zugebracht, willkommen heißen und in deinem Innern ſegnen. Sei weich und komm mit mir. Sei ſonſt meinetwegen nie weich, aber jetzt, jetzt ſei es und knüpfe vertraulich an mit der Geſchmähten. Sieh, wie die Tränen mir in die Augen kommen, und höre, wie ich flehe. Wenn du gehſt, ohne freundlich zu mir zu ſein, iſt mir alles ſchwarz vor den Augen; hingegen, wenn du lieb biſt, ſtrahlt in der Nacht die helle Sonne. Sei du heute nacht der glückverſprechende, freundliche Stern an meinem Himmel. Du biſt gerührt? Du gibſt mir die Hand? Du willſt mit mir kommen? Du liebſt mich?“ — —

* * *

Nachwort: Könnte dies nicht Kirke ſein, die den ſeefahrenden ritterlichen Griechen bittet, bei ihr zu bleiben? Er will heim, doch ſie, ſie fleht ihn an, ſie nicht zu verlaſſen. Sie iſt eine böſe Zauberin, die diejenigen, die ſie anſchaut, in grunzende Schweine verwandelt. Sie beſtreitet es zwar; ſie ſagt, ſie ſei keine böſe Zauberin, ſondern unterliege ſelber dem böſen Zauber. Das kann ſchon möglich ſein. Übrigens iſt ſie rührend ſchön. Sie beſitzt eine weiche, liſpelnde Stimme, und aus ihren meergrünen und -blauen Augen, wie wir ſie oft bei ausländiſchen Katzen ſehen, bricht ein wunderbarer, ſtolzer und lieber Glanz. Sie iſt nicht unglücklich und doch auch wieder nicht glücklich. Bei dem Griechen ſucht und findet ſie ihr Glück, und nun will er ſie verlaſſen, um zur harrenden Gattin zurückzukehren. O zartes Trauerſpiel. Unter anderem ſagt ſie ihm, daß die Gefährten ſich ja ganz von ſelbſt in Schweine verwandelt hätten. Nicht bei ihr, ſondern bei ihnen ſelber ſei die Schande und die Schuld zu ſuchen. Weil ſie wollen Schweine ſein, ſind ſie's. Sie lächelt, und in das Lächeln ſchleicht ſich eine Träne. Sie iſt ironiſch und zugleich tiefernſt, frivol und gleichzeitig ſchwer-

mütig. „Siehſt du denn nicht," ſpricht ſie, ſeine Hand erfaſſend, „daß nicht ich die Zauberin jetzt bin, ſondern daß du der Zauberer biſt? O, ſei mein Freund, mein Schützer, mein lieber, herrlicher Zauberer. Schütze mich vor der Kirke. Ich bin nicht die Kirke, wenn du bei mir biſt. Sie geht weg, wenn du nicht weggehſt." So redet ſie und überſchüttet ihn mit ſüßen Liebkoſungen, doch er, er — — geht. Er überläßt ſie der Kirke, er überläßt ſie ſich ſelbſt, er überläßt ſie der ihr innewohnenden Grauſamkeit, er überläßt ſie der Schmach, deren Sklavin ſie iſt. Kann er gehen? Iſt er ſo hart?

Fußwanderung

Wie war der Mond auf dieſer Wanderung ſchön, und wie blitzten und liebäugelten die guten, zarten Sterne aus dem hohen Himmel auf den ſtürmiſchen ungeduldigen Fußgänger herab, der da fleißig weiter und weiter marſchierte. War er ein Dichter, der da von dem leuchtenden Tag in den ſanften blaſſen Abend hineinlief? Wie? Oder war es ein Vagabund? Oder war er beides? Gleichviel, gleichviel: Glücklich war er und beſtürmt von beunruhigendem Sehnen. Das Sehnen und Suchen, das Niebefriedigtſein und der Durſt nach Schönheit trieben ihn vorwärts, und hinter, weit hinter ihm ſchlummerten die bilderreichen Erinnerungen. Was hinter ihm lag, ging ihm durch den Wanderkopf, und was Unbekanntes vor ihm lag, zog wie Muſik durch ſeine begierige Seele. Die Sonne brannte, und der Himmel war blau, und der blaue weite große Himmel ſchien ſich immer mehr auszudehnen, als werde, was groß ſei, immer größer, und was ſchön ſei, immer ſchöner, und was unausſprechlich ſei, immer unermeßlicher, unendlicher und unausſprechlicher. Aus golden-

dunklen, dämoniſch blitzenden Abgründen duftete edle wilde Romantik herauf, und Zaubergärten ſchienen rechts und links von der Landſtraße zu liegen, lockend mit reifen, ſüßen, ſchönfarbenen Früchten, lockend mit geheimnisvollen unbeſchreiblichen Genüſſen, die die Seele ſchon ſchmelzen und ſchwelgen machen im bloßen flüchtig-zuckenden Gedanken. O was war das für ein luſtiges, tanzendes Marſchieren, und dazu zwitſcherten die Vögel, daß das Ohr am Geſang noch lange hing, wenn es von dem Herrlichen ſchon nichts mehr hörte, daß das Herz meinte aus dem Leib heraustreten und in den Himmel hinauffliegen zu müſſen. Dörfer wechſelten mit weiten Wieſen, Wieſen mit Wäldern und Hügel mit Bergen ab, und wenn der Abend kam, wie wurde da nach und nach alles leiſer und leiſer. Schöne Frauen traten aus dem Düſter, Geflüſter und Dunkel groß hervor und grüßten mit ſtiller, königinnen- und kaiſerinnengleicher Gebärde den Wanderer. Und wie war es doch erſt in den ſtillen, von der heißen mittäglichen Sonne beſchienenen und verzauberten Dörfern, wo das heimelige Pfarrhaus ſtand in der grünen rätſelhaften Gaſſe, und die Leute daſtanden mit großgeöffneten, er-

ſtaunten und ſorgſam forſchenden und fragenden Augen. Wunderbar war das Einkehren in das Gaſthaus und das Schlafen im ſauberen, nach friſchem Bettzeug duftenden Gaſthausbett. Das Zimmer roch zum Entzücken nach reifen Äpfeln, und am frühen Morgen ſtellte ſich der Wanderburſche an das offene Fenſter und ſchaute in die bläulich-goldene, grüne und weiße Morgenlandſchaft hinaus und atmete die ſüße Morgenluft in ſeine wildbewegte Bruſt hinein, von all der Schönheit, die er ſah, überwältigt. Wieder und wieder wanderte er weiter, mit heiteren und mit düſteren Gedanken, unter dem Tag- und unter dem Nachthimmel, unter der Sonne und unter dem Mond, unter ſchmerzenden und unter glücklich lächelnden Gefühlen. Ach, und wie ſchmeckten ihm Käs und Brot und die zwiebelbelegte köſtliche, ländlich zubereitete Bratwurſt. Denn wenn dem rüſtigen Wandersmann das Eſſen nicht ſchmeckt, wem ſonſt ſoll es dann noch ſchmecken?

Der Kuß

Was habe ich Merkwürdiges geträumt? Was widerfuhr mir? Welch eine ſeltſame Heimſuchung iſt geſtern nacht, als ich im Schlafe dalag, urplötzlich, wie aus einem hohen Himmel herab, dem fürchterlichen Blitz ähnlich, über mich gekommen? Ahnungslos und willenlos und gänzlich bewußtlos, der Sklave des Schlafes, der mich feſſelte und mich in ſeinen Kerker ſchloß, lag ich da, ohne Wehr und ohne Waffen, ohne Vorausſetzung und ohne Verantwortung (denn im Schlaf iſt man unverantwortlich), als das Herrliche und Schreckliche, das Große und Süße, das Liebe und Furchtbare, das Entzückende und Entſetzliche über mich herfuhr, als wolle es mich mit ſeinem Druck und Kuß erſticken. Der Schlaf hat innere Augen, und ſo muß ich denn geſtehen, daß ich mit einer Art von zweiten und anderen Augen dasjenige ſah, was auf mich zuſtürzte. Ich ſah es, wie es mit Windes- und Blitzesgeſchwindigkeit, den unendlichen Raum zerſchneidend, aus der unermeßlichen, gigantenartigen Höhe herabſchoß auf meinen Mund. Ich ſah's, und ich war entſetzt, und ich war doch nicht imſtande, mich zu

bewegen und mich zu wehren. Auch hörte ich ſein Nahen. Ich hörte es. Ich ſah und hörte den niegeſehenen, nieerlebten Kuß, der mit Worten nicht zu beſchreiben iſt, ganz wie mit Worten, die die Sprache enthält, nicht das Grauſen und das Freuen zu beſchreiben iſt, welches mich ſchüttelte. Der Kuß in Träumen hat nichts gemein mit dem zarten, ſanften, beidſeitig gewollten und gewünſchten Kuß in der Wirklichkeit. Es war nicht ein Mund, der mich küßte, nein, es war ein Kuß in der Alleinigkeit und Einzigkeit. Es war ein Kuß, der völlig und einzig nur Kuß war und weiter nichts. Etwas Unabhängiges, Seelenähnliches, Geſpenſtiſches war's, und als ich getroffen worden war von dem Verſtändlichen und wieder höchſt Unverſtändlichen, zerfloß ich auch ſchon in ſolchen gliederdurchſtürmenden, ich möchte ſagen, grandioſen Wonnen, wie ich mir verbiete, es näher zu ſagen. Ah, das war ein Kuß, ein Kuß, das! Der Schmerz, den er mir bereitete, preßte mir einen Schrei des Jammers ab, und gleichzeitig mit dem Empfang des Kuſſes und mit ſeiner himmliſchen und hölliſchen Wirkung erwachte ich und vermochte mich lang nachher noch immer nicht zu faſſen. Was iſt der Mann,

der Menſch. Was iſt der Kuß, den ich freundlich gebe, am hellen Tag oder bei Mondſchein, in der friedlich-glücklichen Liebesnacht, unter einem Baum oder ſonſtwo, verglichen mit der Raſerei des eingebildet-aufgezwungenen Kuſſes, geküßt von den Dämonen.

Das Traumgeſicht

Ich habe etwas Süßes geſehen, etwas Loſes, Luſtiges, Flatterhaftes, das doch wieder auch nicht ſo flatterhaft war, daß es nicht tiefen Eindruck auf mich und auf viele andere hätte machen können. Der Ernſt des Lebens klang wie eine Glocke in das liederliche Geflüſter und Geklingel und Geliſpel hinein. Die Blätter flüſterten, ſüßer, leiſer Nachtwind wehte, Gelächter tönte, Tränen rannen aus großgeöffneten Augen, Herzen erzitterten unter all den zaubervollen Eindrücken, und Muſik umrahmte und umfloß und umgoldete das Ganze. Wunderbar, gleich einem Märchen, an deſſen ſchönen Inhalt die Kinder gerne glauben, drangen mir die lieben, holden, tauſend Jahr alten Melodien zu Herzen. Indem ich ſah, was ich ſah, wurde ich zum Kind, und die ganze Welt, ſo weit ich ſchauen konnte, ſchien mir neu geboren, ganz wie ich ſelber und wie der, der es ebenfalls mit anſah. Bänder, rote, grüne und blaue, ſchlangen ſich wie anmutreiche, harmloſe Schlangen durch den milden Tumult des Lebens. Das Leben war mild und wild zugleich und duftete, ach, ſo namenlos nach Glück, und

mit einem Mal lag auch ſchon das gutwillige, unſchuldige Liebesglück zerriſſen am Boden. Es gab niemand, der nicht liebte und der nicht begehrte. Alle waren in den ſchönen Silber- und Feuerſtrom mit hineingeriſſen, und alle wollten das ja auch. Weh und Freude, Schmerz und Luſt ſchauten allen, die das Spiel mitſpielten, ſchimmernd und lechzend aus den Augen. Einige Augen waren niedergeſchlagen, und Lippen waren da, die entfärbten ſich und ſtammelten. Schwelgeriſche Roſen, die in ihren eigenen Farben zerfloſſen, prangten aus dem üppigen Bild lockend und bezaubernd hervor. Lichter züngelten und liebäugelten hinter dunklem, traumhaftem Grün wie rätſelhafte Augen hinter Augenbrauen, und Wellen liefen über das glatte Geſtein, und Hoffnungen und Sehnſuchten gaben in dem Raum den Ton an. Bald war der Raum, was er war, bald wieder war er ein Gedanke, ſo zart, daß der, der ihn dachte, fürchten mußte, er verliere ihn. Iſt nicht immer der verloren gegangene Gedanke der ſchönſte? Was man hat, ſchätzt man nicht, und was man beſitzt, iſt entwertet. O wie ſchön war der See in der nahen Ferne, vom Mond verſilbert, der ſich, indem er ſich ins Waſſer verliebte, in den

See glühend niederſtürzte, ſich nun in dem Leib, den er vergötterte, ſelig widerſpiegelnd. Das Waſſer ſchauerte und lag ganz ſtill, beglückt durch die Vergötterung. Mond und Waſſer waren wie Freund und Freundin, gefeſſelt durch den Kuß, dem ſie ſich überließen. So zerfloß und zerrann bald alles, und bald ſah ich es von neuem, nur noch reicher ausgeſtattet, aus der Undeutlichkeit hervortauchen. Schweigend, ganz nur Auge, ſaß ich da und hatte alle Wirklichkeit vergeſſen.

Nächtliche Wanderung

Einmal machte ich eine Nachtwanderung, es war eine dunkle, wolkige, warme Mainacht. Die Erde blühte und duftete. Aus den ſchweigenden nächtlichen Gärten flüſterte und liſpelte es mir zu, als ſei alles Geheime nun offen und als rede das Verſchwiegene. Mein leichter, behender, fleißiger Fuß trug mich leicht über die harte Landſtraße. Das Harte war weich wie Flaum, und das Mühſelige machte mich nur lachen, als ſei es die Freundlichkeit ſelber. Ich hatte eine merkwürdige Freude an dem eigenen fröhlichen Weiter- und Weitermarſchieren. Taktgemäß ging es von Dorf zu Dorf, und die Dörfer ſchlummerten ſo ſchön, ſo friedlich. Nur aus den Gaſthäuſern drang manchmal noch einiger ſpäter Lärm, und betrunkene Wirtshausgeſtalten taumelten mir hie und da entgegen. Ich lief, als ſei ich der behende Wind, oder als ſei ich ein Bote, der mit Windesgeſchwindigkeit eine geheime Botſchaft an einen weit entfernten Ort trägt. Alsdann war es mir wieder ums Herz, als ſei ich ein flüchtiger Verbrecher, der die Nachtſtunden benutzt, um auszureißen und ſich in Sicherheit

zu bringen. Ich war wie ein Indianer, der über die Ebene ſpringt; doch bei mir ging es hin und wieder bergauf, um wieder in die Tiefe zu ſinken. Neugierig guckten oft die ſüßen Sterne blinzelnd zwiſchen geheimnisvollem Gewölk auf den Fußgänger herab, und der Mond, der wackere Freund aller derjenigen, die nächtlings wandern, trat groß und majeſtätiſch und freundlich aus der ſchwarzen Umhülltheit hervor, um bald darauf wieder zu verſchwinden. So kam es und verſchwand es und tauchte bald wieder auf, und ein unhörbares Rauſchen war in allem, die Nacht rauſchte, als ſei ſie eine Quelle, und das iſt wahr: ſie iſt die Quelle alles Schönen, Lieben und Guten. So war mir dann wieder, als ſei ich ein Liebender, befindlich auf der Suche nach der lockenden lieblichen Geliebten. Irgendwo im Land, das ſo ſchön dunkel war, wohnte ſie: ihr Fenſter ſtand jetzt vielleicht offen, daß alle ihre träumeriſchen Gedanken wie Vögel hinausflatterten, um ſich in der herrlichen Nacht zu verlieren. Sie lag im Bett, aber ohne ſchlafen zu können und ohne einſchlafen zu wollen, da ſie an den fremden kühnen lieben Burſchen dachte, den ſie liebte, und von dem ſie wußte, daß er ſie liebte. Sol-

chermaßen vertrieb ich mir die Zeit, die ich mit Laufen zubrachte, mit krauſen dunklen Einbildungen, indes die Brunnen neben der Straße leiſe plätſcherten. Einige Fenſter hatten noch Licht, und das einſame Licht nahm ſich aus wie die Idee im Kopf eines ſeltſamen Menſchen. Auf ſolche Weiſe ſchritt ich vorwärts, fröhlich und voll Bangen, mutig und voll Verzagen, ganz gedankenlos und wieder voll Gedanken.

Johanna

Ich war, fällt mir ein, neunzehn Jahre alt, machte Gedichte, trug noch keinen ordentlichen Kragen, lief in den Schnee und in den Regen, ſtand des Morgens immer früh auf, las Lenau, fand, daß ein Überzieher etwas Überflüſſiges ſei, bezog monatlich hundertfünfundzwanzig Franken Gehalt und wußte nicht, was ich mit dem vielen Geld anfangen ſollte. Koſt und Logis hatte ich beim Paketmann Senn. Senn iſt mir unvergeßlich. Er machte ſtets eine ebenſo dumme wie finſtere Miene, hatte einen ſtruppigen, rabenſchwarzen Bart im Geſicht und ſpielte den ärgerlichen Tyrannen, eine Rolle, in die er, ſo häßlich ſie ſein mochte, wie vernarrt war. Seine beiden Söhne, Theodor und Emil Senn, prügelte er. Die armen Jungen, ſie bekamen Hiebe dafür, weil ſie des Dummkopfes von Vaters ſchlechtes Betragen nachahmten. Frau Senn war eine liebe arme geplagte Frau, völlig des kleinlichen Gewalthabers Sklavin. Das Eſſen war gut; luſtige Penſionäre waren ſtets da, und der Weißwein des Poſtpaketmenſchen mundete vortrefflich. Doch was bedeutete aller Weißwein gegen das

Mädchen Johanna, die ebenfalls das Vergnügen hatte, beim wilden Pöſtler logieren und koſtgängern zu dürfen. Sie war auf dem Kontor beſchäftigt, ähnlich wie ich, und jeden Morgen gingen wir zuſammen, ſie die Dame, und ich ihr Ritter, nach unſern Geſchäftshäuſern, um hübſch tätig zu ſein. Sie diente bei der Schreibmaſchinenbranche, während ich mein bißchen Kraft und guten Willen der Unfallverſicherungs-Aktiengeſellſchaft freundlich zur Verfügung ſtellte. Johanna war lieb über alle Begriffe und ſanft wie Mondſchein. Ich ſchrieb ihr ein Gedicht ins Album, einen kühnen extravaganten Erſtling, ſie zeigte es ihrer Mutter, und dieſe warnte ihr Töchterchen vor mir, wir mußten beide herzlich lachen. O wie ſüß mutete mich der anmutvolle Ritterdienſt an. Wir wohnten vier Treppen. Hatte nun vielleicht Johanna, ſchon unten an der Haustüre ſtehend, ihren Schirm oder ihr Taſchentuch oder ſonſt etwas vergeſſen, ſo erhielt ich den Auftrag, hinaufzuſpringen und das Liegengelaſſene zu holen. Wie machte mich das glücklich, und wie ſüß, wie ſchön, wie zart lächelte ſie darüber. Ihre Hände waren üppig und weich und ſo weiß wie Schnee, und der Kuß darauf, wie be-

rauſchte, wie bezauberte er mich. Senn war wütend auf uns, weil wir bis in alle Nacht hinein auf Johannas Zimmer miteinander Engliſch lernten. Er hörte wohl durch die Wand, was das für eine koſende, beluſtigende Art von Engliſch war, das wir trieben. Holde, unvergeßliche Sprachſtunde, liebes unvergeßliches weibliches Weſen.

Der Burſche

Ein Burſche, der einem Bäckermeiſter als Laufburſche diente, ſtahl demſelben Mehl weg, um es, gleichſam als Zeichen von zärtlicher Aufmerkſamkeit, der Frau zu überreichen, die er verehrte. Reizende Liebe, beſtrickendes Verbrechen, ſinnreicher Diebſtahl. Der Burſche wurde endlich bei ſeinem ritterlichen Bemühen ertappt und kam ins Gefängnis. Die geſtrengen Herren Richter hatten Mitleid mit ihm und erteilten ihm eine obgleich immerhin angemeſſene, ſo doch verhältnismäßig nur gelinde Strafe. Armer dummer Burſche. Ich kann nicht verhehlen, daß ich Sympathie für ihn empfinde. Wie glücklich mögen ſeine Augen geglänzt haben in den prickelnden Augenblicken, wo er das Mehl ſtibitzte, und wie ſüß muß ihm der Kuß gemundet haben, den er geben und empfangen durfte von der, in deren Intereſſe er Spitzbubenſtreiche verübte. Wenn je, ſo duftet hier, der ſchwelgeriſchen Roſe ähnlich, Romantik, und wenn je, ſo iſt hier, wo Mehl geſtohlen worden iſt, ſüße Liebe. Simpel iſt die kleine mehlene Geſchichte. Mich hat ſie gerührt, als ich ſie las, und ich wage ſie dem

freundlichen, huldreichen Leſer aufzutiſchen, in der Hoffnung, daß ſie auch ihn ein wenig rühren wird. Wie mancher, der fein gekleidet geht und ſich auf die feinſte Differenz verſteht, und der ſich einbildet, daß er verliebt ſei, iſt nicht imſtande und bringt nicht den Mut auf, gleich dem armen dummen Bäckerburſchen, Mehl für die Perſon zu ſtehlen, die er vergöttert. Was iſt Geliebtſein und Beliebtſein gegen dieſes blühende holdſelige Wunder: ſelber lieben! Und was iſt alle Bildung, alle Beleſenheit, Weisheit und Feinheit, gehalten gegen die duftende Blume: Aufrichtigkeit? Dieſer Burſche, der mit einem geſtohlenen Paket Mehl daherſprang, um ſeiner Geliebten eine Freude zu machen, war, als er das tat, groß, denn er war aufrichtig; war, als er das tat, im höchſten Grad ſympathiſch, denn er war tapfer, war, als er das tat, höchſt liebenswürdig, denn er tat es aus echter Zärtlichkeit und Liebe. Schenke, lieber Leſer, dem armen Burſchen ein kleines gütiges Andenken, ich bitte dich darum. Nicht wahr, du tuſt es?

Der Knabe

Ein Tierbändiger wurde eines Abends vor den Augen der Leute, die gekommen waren, um ſich die Vorſtellung anzuſehen, von ſeinem Löwen, einem Prachtexemplar, angegriffen und ſo furchtbar zugerichtet, daß er, nachdem man ihn aus den Tatzen des Ungetüms befreit hatte, nur noch einen letzten überaus traurigen Blick auf ſeine Frau und auf ſeine Kinder werfen konnte, worauf er, zerfleiſcht und zerriſſen, wie er war, den Geiſt aufgeben und ſterben mußte. Die arme, derart ihres Gatten und Ernährers beraubte Frau ſah ſich hohläugiger, erbarmungsloſer Verzweiflung gegenübergeſtellt; denn woher ſollte nun das Geld kommen, und wer, wer um Gottes willen ſollte nun das gefährliche Geſchäft der Tierbändigung mit einigem Glück weitertreiben? Der Verſtorbene ſchien unerſetzlich, und das Elend und der Jammer ſchienen allgewaltig; da trat, blitzenden Auges und getrieben von einer höchſt ſtaunenswürdigen Willenskraft, von Energie ſprühend, gleich, als ſei er eine hochauflodernde Flamme und kein zarter Knabe, der Sohn des eben Geſtorbenen vor die unglückliche Mutter

und ſagte ihr mit einer Stimme, die die Feſtigkeit und die eiſerne Entſchloſſenheit durchzitterten, daß er und kein anderer jetzt den Beruf ſeines Vaters übernehmen und weiterführen werde. Ah, ein junger Held glühte, und nichts nutzten bei dem ſtolzen Feuerkopf die Vorſtellungen, die die tödlich erſchrockene Mutter dem Kinde machte. Er wartete den nächſtfolgenden Schauſpielabend mit brennender Begierde ab, um ſeiner Mutter den Mut zu zeigen, der ihn beſeelte, und als die Stunde gekommen war, trat er mit gebieteriſcher Miene, einem jugendlichen Fürſten ähnlich, die Peitſche und die Piſtole nachläſſig in der Hand, ſo, als ſei er meilenweit davon entfernt, zu denken, ſich irgendeiner andern Waffe als nur ſeiner Todesverachtung zu bedienen, in den Käfig und errang ſchon mit dem bloßen Eintritt in denſelben ſtürmiſchen Beifall. Atemlos ſchaute das Publikum von ſeinen Bänken dem herzbeklemmenden Schauſpiel zu, und als der mächtige Löwe nun dem zarten, lieben, tapferen, ſchönen Knaben gehorchte und alles pünktlich ausführte, was von ihm verlangt wurde, ſich dem Kind zu Füßen legte, er, der am vorherigen Abend den Vater zerriſſen hatte, erhob

ſich ein Tücherwinken, ein Geſchenkezuwerfen, ein Klatſchen und eine ſo gewaltige Begeiſterung, wie die Menagerie ſie nie zuvor erlebte. Der Knabe verdiente den Jubel, er lächelte. Doch wo nehmen wir die Worte her, die nötig wären, den mütterlichen Stolz und Jubel zu beſchreiben, der nun mit ungeſtümen wilden heißen Küſſen auf die Wangen, auf das Haar und auf die kleinen Hände des Knaben regnete, als er wohlbehalten zu der Mutter zurückkehrte. Mit namenloſer Liebe ſchaute ſie dem Helden, den ſie geboren hatte, in die Augen, und immer wieder, immer wieder, ganz überwältigt, mußte ſie ihn küſſen, ihn, der daſtand, ſo beſcheiden, als verſtehe er nicht, was er Großes und Schönes getan hatte.

Das Götzenbild

Ein junger Mann, an deſſen Eleganz, Bildung und Herkunft niemand zweifelte, und der das fraglose Glück genoß, zu den geſitteten Menſchen zu zählen, erlebte eines Tages, indem er das Völkermuſeum beſuchte, um die Altertümer zu ſtudieren, folgendes ſonderbares, wenn nicht furchtbares und grauenhaftes Abenteuer. Der junge Mann, nachdem er ſich mit vielem Intereſſe in den weitſchweifigen Räumlichkeiten, vollgepfropft mit allen nur erdenklichen Sehenswürdigkeiten, umgeſchaut hatte, ſtand plötzlich, er wußte nicht wie, vor einer uralten hölzernen Figur, die, ſo abſchreckend und plump ſie auch war, einen mächtigen und gleich darauf übermächtigen Eindruck auf ihn machte, derart, daß er ſich durch das rohe Götzenbild, denn ein ſolches war es, an Leib und Seele verzaubert ſah. Der Atem ſtockte ihm, das Herz klopfte laut, das Blut ſtrömte ihm, gleich einem angeſchwollenen reißenden Bach, durch alle Adern, das Haar ſtieg ihm zu Berg, die Glieder zitterten, und eine ungeheuerliche, entſetzliche Luſt packte ihn jählings an, ſich an den Boden zu werfen, in die

Zerknirſchung und Erniedrigung, um das furchtbare Bild, das den Wüſten Afrikas entnommen worden war, aufs lebhafteſte anzubeten; Barbarenwonne rieſelte ihm durch die geblendete und der Vernunft beraubte Seele. Er ſtieß einen Schrei aus, der durch die weite Halle gräßlich tönte, und nur eben ſo viel Faſſungskraft blieb ihm übrig, als nötig war, ſich mit einem verzweifelten Ruck aus der ſchreckenerregenden Umdunkelung an das lieblich helle Bewußtſein einigermaßen emporzuraffen. Das tat er, und mit weitausholenden ſtürmiſchen Schritten, ſo, als wenn hinter ihm Feuer ausgebrochen ſei, und allen eifrigen Intereſſes für die Wiſſenſchaften mit einem Mal verluſtig, jagte und ſtürzte er gegen die Türe, und erſt, als er ſich in freier Luft befand und ſich wieder umgeben ſah von lebendigtätigen Menſchen, erholte er ſich vom panikartigen Entſetzen, eine Geſchichte, die ihn, der ſie erlebte, tief nachdenken machte, über die ich jedoch den Leſer bitte zu lächeln.

„Apollo und Diana"

Ich war, erinnere ich mich, bei der Aktienbrauerei in Thun tätig. Vor ungefähr zehn Jahren war's, und ich hatte das Glück, in einem ſchönen, geräumigen alten Haus dicht neben dem herrlichen Schloß auf dem Schloßhügel wohnen zu dürfen. Ich trank viel Bier, wozu mich ſchon meine bierbrauerliche Beſchäftigung verleitete, badete in der reißenden Aare, ging öfter in die Ebene, die ſich um Thun ausbreitet, ſpazieren und ſtaunte zu den Koloſſen empor, zu den Bergen, die, ungeheuerlichen Burgen ähnlich, dort in den Himmel hinaufragen. Eines Tages hatte ich mit meiner Wirtin, der Frau Amtſchreiber, ein kleines reizendes Erlebnis, und zwar wegen einem Bild, das an der Wand meines Zimmers hing. Dieſes Zimmer, es war die Wohnlichkeit, Traulichkeit und Heimeligkeit ſelber. Ich vergeſſe nie dieſen ſaftgrün angehauchten bildhübſchen Raum, ich vergeſſe aber auch die Sonnenſtrahlen nie, die dort ſo goldig und zugleich ſo liſtig ins verſteckte Zimmer hineinlächelten. Nun aber zur Frau Amtſchreiber. Sie nahm mir das Bild, eine Photographie des Gemäl-

des „Apollo und Diana“ von Kranach (das Original hängt im Kaiſer-Friedrich-Muſeum zu Berlin), von der Wand, an welcher es zu meiner Beluſtigung und Erquickung hing, weg und legte es, ſchamhaft und vorwurfsvoll umgekehrt, auf meinen Tiſch. Ich kam heim und merkte ſogleich mit meinen beiden ſtets aufmerkſamen Augen das Werk der falſchen Sittlichkeitsbegriffe, und raſch entſchloſſen ergriff ich die allezeit dienſtfertige Feder und ſchrieb folgendes keckes Billett: „Verehrte Frau, hat Ihnen das Bild, das mir lieb iſt, weil es ganz aus lauterer Schönheit beſteht, vielleicht etwas zuleid getan, daß Sie es von der Wand gemeint haben wegnehmen zu ſollen? Finden Sie, daß das Bild häßlich iſt? Sind Sie der Meinung, daß es ein unanſtändiges Bild iſt? Dann bitte ich ergebenſt, es einfach keines Blikkes zu würdigen. Mir aber wollen verehrte Frau in der Güte, in deren Beſitz ich dieſelbe glaube, geſtatten, das Bild wieder dorthin zu tun, wo es geweſen iſt. Ich werde es ſogleich wieder an die Wand anheften und bin überzeugt, daß niemand es mir nochmals fortnimmt.“ Frau Amtſchreiber las und nahm das Billett. Ich Schurke! Einer ſo liebenswürdi-

gen Frau ſo harte Worte zu ſagen. Doch die paar Worte, was hatten ſie nicht für eine ſchöne Wirkung. Wie lieb war Frau Amtſchreiber von nun an zu mir. Reizend, reizend benahm ſie ſich. Sogar meine zerriſſenen Hoſen erbat ſie ſich, damit ſie ſie flicke, ſie, die Frau Amtſchreiber.

Zwei Bilder meines Bruders

„Die Frau am Fenſter“

Warum ſteht dieſe Frau am Fenſter? Steht ſie nur da, um in die Gegend hinauszuſchauen? Oder hat ihr Gefühl ſie ans Fenſter geführt, damit ſie könne in die Weite hinausdenken? An was denkt die Dame? An etwas Verlorenes, an etwas unwiederbringlich Verlorenes? So ſcheint es dem zu ſein, der mit aufmerkſamen Augen das zarte Bild betrachtet. Weint die Frau, oder iſt ſie nahe daran, zu weinen? Hat ſie, kurz bevor ſie ans Fenſter trat, geweint oder wird ſie, wenn ſie wird vom Fenſter weggetreten ſein, in Tränen ausbrechen? Wer das Bild betrachtet, hält dies nicht für unmöglich. Hat die Frau, die hier ſo einſam an dem Fenſter ſteht, einen Geliebten, und iſt nun vielleicht dieſer liebe Freund für immer fortgegangen? Höchſt wahrſcheinlich. Alſo hatte — — ſie einen Geliebten? Sie hat demnach alſo jetzt keinen holden Freund mehr? Steht nicht die arme liebe Frau da, als ſei, was ihr das Liebſte geweſen iſt, von ihr weggegangen, und als bleibe ihr jetzt für immer nichts mehr anderes übrig als an

den zu denken, den ſie verlor? Ihre Haltung ſcheint zu ſprechen: „Ich habe ihn, kaum daß er mir geſtand, daß er mich liebe, und kaum, daß ich ihn umhalſt und an das Herz gedrückt habe, ſchon verloren. Wie grauſam iſt das.“ — Was hat ihn denn bewogen, ſie zu verlaſſen, die er liebte und von der er ſich geliebt fand? Hat das Schickſal, haben die Wogen und Wellen des Lebens, die weder je nach Liebe noch überhaupt je nach Zartheit fragen, ſie getrennt, die ſich liebten? Das läßt ſich denken. Alles Unſchöne läßt ſich ebenſo leicht denken wie alles Schöne. Vielleicht hat die Frau jetzt noch nicht alle Hoffnung auf ein ſüßes Wiederſehen aufgegeben? Nein, ſie hat keine Hoffnung mehr außer der Hoffnung, weinen zu dürfen, ſtundenlang, und ſich im Schmerz, der die Seele erſchüttert, zu baden. Für die Frau, die ihren Freund verloren hat, iſt der Schmerz der heimliche Freund, und das iſt die letzte Art von Freund, die ein Menſch beſitzen kann. Entſetzlicher Freund, bleich im Geſicht, mit dem furchtbaren Lächeln unauslöſchlicher Trauer auf den Lippen, ſage zu der Frau etwas, liebkoſe ſie. Und in der Tat, er tut es: der Schmerz über die Trennung vom Geliebten muß jetzt

der Geliebte ſein und ſie liebkoſen. Vielleicht iſt jetzt das Weh des Verluſtes noch nicht ſo groß, wie es nach einem Jahr oder erſt nach zwei Jahren ſein wird; denn das Weh kann in der Stille wachſen. Erſt iſt es ein zartes Glöckchen mit leiſem ſeufzendem Bim-Bim. Doch es kann eine Glocke daraus werden mit raſendem, vernunftüberflutendem Geläute, gemützerſtörend, herzzerreißend. Entſteht nicht aus der ſimplen Melodie das gewaltig brauſende und ſchallende Konzert? Wenn dem ſo iſt, ſo hat die Frau, die da am Fenſter ſteht, noch einen ſchweren Kampf zu kämpfen.

„Der Traum"

Mir träumte, daß ich ein winzig kleiner, unſchuldiger, junger Burſche ſei, ſo zart und jung, wie noch nie ein Menſch war, wie man nur in dunklen, tiefen, ſchönen Träumen ſein kann. Ich hatte weder Vater noch Mutter, weder Vaterhaus noch Vaterland, weder ein Recht noch ein Glück, weder eine Hoffnung noch auch nur die blaſſe Vorſtellung einer ſolchen. Ich war wie ein Traum mitten im Traum,

wie ein Gedanke, gelegt in einen anderen. Ich war weder ein Mann, der ſich je nach dem Weibe ſehnte, noch ein Menſch, der ſich jemals Menſch unter Menſchen fühlte. Ich war wie ein Duft, wie ein Gefühl; ich war wie das Gefühl im Herzen der Dame, die an mich dachte. Ich hatte keinen Freund und wünſchte mir auch keinen, genoß keine Achtung und wünſchte auch keine, beſaß nichts und begehrte auch nie irgend etwas zu haben. Was man hat, hat man ſchon wieder nicht mehr, und was man beſitzt, hat man ſchon wieder verloren. Nur das, wonach man ſich ſehnt, beſitzt und hat man; nur, was man noch nie geweſen, iſt man. Ich war weniger eine Erſcheinung als ein Sehnen, ich lebte nur im Sehnen und war, war nur ein Sehnen. Weil ich nichts koſtete, ſchwamm ich im Genuß, und weil ich klein war, hatte ich hübſch Platz, in eines Menſchen Bruſt zu wohnen. Entzückend war, wie ich es mir in der Seele, die mich liebte, bequem machte. Da ging ich alſo. Ging ich? Nein, ich ging nicht: ich ſpazierte in der leeren Luft, ich brauchte, um zu gehen, keinen Boden; höchſtens berührte ich den Boden leiſe mit den Fußſpitzen, als ſei ich ein talentreicher, von den

Göttern mit allen Gaben der Tanzkunſt begnadeter Tänzer. Mein Kleid war weiß wie Schnee, und Armel und Hoſen ſchleppte ich nach; ſie waren mir um ein Erkleckliches zu lang. Auf dem Kopf trug ich ein zierliches Dummkopfkäppchen. Die Lippen waren rot wie Roſen, das Haar war goldgelb und ringelte ſich mir um die ſchmalen Schläfen in anmutigen Locken. Einen Körper hatte ich nicht oder kaum. Aus meinen blauen Augen ſchaute die Unſchuld. Ein ſchönes Lächeln hätte ich gar zu gern gelächelt; doch es war zu zart; es war ſo zart, daß ich es nicht zu lächeln, ſondern nur zu denken und zu fühlen vermochte. Eine große Frau führte mich an der Hand. Jede Frau iſt groß, wenn ſie zärtlich iſt, und der Mann, der geliebt wird, iſt immer klein. Liebe macht mich groß; und geliebt und begehrt ſein, macht mich klein. Da war ich dir, lieber huldreicher Leſer, ſo fein und klein, daß ich bequem in den weichen Muff meiner hohen, lieben, ſüßen Frau hätte ſchlüpfen können. Die Hand, die mich hielt, und an der ich tanzend ſchwebte, war mit einem ſchwarzen Handſchuh bedeckt, der hoch hinauf bis über die Ellbogen reichte. Wir gingen über eine graziös geſchweifte und ge-

bogene Brücke und die rötliche, dichterisch-phantastische Schleppe meiner holden Herrin schlang sich der Länge nach über die ganze Brücke, unter welcher schwarzes, warmes, duftendes Wasser träge floß, goldene Blätter mit sich tragend. War es Herbst? Oder war es ein Frühling nicht mit grünen, sondern mit goldenen Blättern? Ich kann es nicht mehr sagen. Unsagbar zärtlich schaute mich die Frau an: ich war bald ihr Kind, bald ihr Mäuschen, bald ihr Mann. Und immer war ich ihr alles. Sie war das überragend gewaltige und große Wesen, ich das kleine. Kahle Äste stachen hoch oben in die Luft. So wurde ich weiter, immer weiter weggeführt als eine Art von niedlichem Besitz, den der Eigentümer ruhig mit sich nimmt. Ich dachte nichts und wollte und durfte auch von Denken nichts wissen. Alles war weich und wie verloren. Hatte mich die Macht des Weibes zum Knirps gemacht? Die Macht des Weibes: wo, wann und wie regiert sie? In der Männer Augen? Wenn wir träumen? Mit Gedanken?

Die Gedichte

Im Sommer ſchrieb ich nie ein Gedicht. Das Blühen und Prangen war mir zu ſinnlich. Ich war traurig im Sommer. Mit dem Herbſt kam eine Melodie über die Welt. Ich war in den Nebel, in die früh ſchon beginnende Dunkelheit, in die Kälte verliebt. Den Schnee fand ich göttlich, aber vielleicht noch ſchöner und göttlicher kamen mir die dunklen, wilden, warmen Stürme des Vorfrühlings vor. Im kalten Winter glänzten und ſchimmerten die Abende bezaubernd. Die Töne taten es mir an, die Farben redeten mit mir. Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich unendlich einſam lebte. Die Einſamkeit war die Braut, welcher ich huldigte, der Kamerad, den ich bevorzugte, das Geſpräch, das ich liebte, die Schönheit, die ich genoß, die Geſellſchaft, in welcher ich lebte. Es gab nichts Natürlicheres und nichts Freundlicheres für mich. Ich war Kommis und ſehr oft ohne paſſende Stelle. Das paßte mir. O die reizende träumeriſche Schwermut, das wonnige Verzagen, die himmliſch-ſchöne Mutloſigkeit, die geſellige Trauer, die ſüße Härte. Ich liebte die Vorſtädte mit den vereinzelten Geſtalten der

Arbeiter. Die verſchneiten Felder ſprachen mich vertraulich an, der Mond ſchien mir auf den geſpenſtiſch weißen Schnee niederzuweinen; die Sterne! Es war herrlich. Ich war ſo fürſtlich arm und ſo königlich frei. Ich ſtand in der winterlichen Nacht, gegen den Morgen, am offenen Fenſter und ließ mir das Geſicht und die nur mit dem Nachthemd bedeckte Bruſt anhauchen vom eiſigen Atem. Und dabei hatte ich die ſonderbare Einbildung, daß es glühe rund um mich. Sehr oft warf ich mich, in dem entlegenen Zimmer, das ich bewohnte, auf die Knie und bat Gott um einen hübſchen Vers. Dann ging ich zur Tür hinaus und verlor mich in die Natur.

Rinaldini

Über Paganini habe ich bereits geſchrieben. So will ich mir denn heute die Freiheit nehmen und einen geeigneten Aufſatz ſchreiben über Rinaldini. Das Aufſatzſchreiben und Eſſayieren iſt gegenwärtig in großem Schwang und erfreut ſich einer weitverbreiteten Beliebtheit. Rinaldini, dem vorliegender Eſſay gilt, war ein bedeutender Mann und ein großer Räuber. Andere Leute waren groß als Künſtler, er aber war ein Künſtler im Rauben und Morden, und groß war er als der prädeſtinierte Hauptmann ſeiner Rotte oder Bande, die er zum Schrecken des friedlichen Teiles der Einwohnerſchaft befehligte. Groß von Geſtalt, kühn von Charakter und grauſam von Sinnesart, ſchwang er ſich gleichſam mit leichter Mühe zum Herrn der Berge und der Wälder hinauf, und wer ſein Feind war, lebte keine vierundzwanzig Stunden länger. Rinaldini teilte mit andern Mordbrennern und Mordbuben, von denen die Chronik berichtet, die edle Eigenſchaft, daß er das Kapital und den feigen Geldſack haßte, daß er dagegen die armen Leute ſchonte. Wer irgendwie unterdrückt war, dem

war er ein Freund; wer dagegen auf den Vorteilen und auf den Wertpapieren trotzte und protzte, dem ſpaltete er den Schädel, daß es eine Luſt war. Die Regierung ſetzte einen hohen Preis auf ſeinen Kopf; er jedoch, als der freie Gewalt- und Renaiſſancemenſch, der er war, trug ebendenſelben Kopf hoch und lachte über die Maßnahmen derer, die ihn fürchteten. Seine Geliebte hieß Roſa, und ſie war ſein Alles. Wo Roſa war, war auch er, und wo ſie nicht mehr war, war auch er nicht mehr. Sie war ſein Herz, ſeine Seele. Sie war ſeine Mordluſt. Ihr trug er, was er raubte, zu den Füßen. Er ſtattete ihr das Felſengemach, in welchem ſie wohnte, wahrhaft fürſtlich aus, bekleidete es mit den koſtbarſten Teppichen und füllte es an mit den zierlichſten und edelſten Gegenſtänden. Er war ihr Löwe, ihr bis in den Tod treuer Löwe, und ſie, ſie liebkoſte den Löwen, ſie liebte ihren Löwen. Der Jubel, die Freude und die Wonne durchzuckten ſie, wenn ſie ſah, wie er ſo grauſam morden konnte, und wie er dann bei ihr ſo ſanft, ſo ſchüchtern war. Sie war möglicherweiſe eine kleine Sadiſtin, dieſe Roſa. Doch zu Rinaldinis Zeiten nahm man dieſes Kapitel noch nicht ſo genau. Herr-

lich war ſie, wenn ſie, angetan mit den ſchönſten Gewändern und mit ſchweren, goldenen Ohrringen in den Ohren, vor das Zelt oder vor die Höhle trat, eine Zigarette zwiſchen den blendend weißen Zähnen. Stolz wie eine Königin blickte ſie in die Runde, und wer ſie ſo ſah, verneigte ſich vor ihr. Das taten die Herren Spitzbuben und Räuber. Sie verehrten ſie wie ihre Königin. Rinaldini, der ſonſt doch ganz gewiß im höchſten Grade verunglückte Burſche, war glücklich durch ſie, dieſer Galgenhalunke. Schließlich, und ſo wurde er doch aufs Rad geflochten.

Lenau

Der Liebling des Grames, der Freund des Schmerzes war er. Seltſam war er, und noch viel ſeltſamer iſt es, daß man von ihm eigentlich gar nichts kennt, und daß trotzdem ſein Ruhm bis zu den Wolken hinaufragt. Das macht ſein Name. Sein Name iſt ſo ſchön, ſo zigeunerhaft-romantiſch. Ich bin allein ſchon in den Namen Lenau verliebt, der nicht wie nach realem Leben, ſondern wie nach einem Roman, nach einer holdſeligen Liebesaffäre tönt. Lenau liebte den Herbſt, das herbſtliche Welken, das Fallen der Blätter, das Entfärben, das Vergehen. Er liebte das ſchneeweiße, kalte Schweigen des Winters. An den Tod und an das Ende zu denken, war ihm ein ſonderbarer Genuß. Sonderbar war Lenau. Er war herrlich in ſeiner Art. Das Leben liebte er nicht, und dennoch liebte er es, er liebte es um der darin enthaltenen Enttäuſchungen willen. Er war in die Enttäuſchungen, in die Hoffnungsloſigkeit, in die Unergründlichkeit, in die harte Unentrinnbarkeit verliebt. Er liebte den rauhen, kalten November, mithin alſo das ſogenannte ſchlechte Wetter. Schönes, mildes,

ſonniges Wetter irritierte ihn, machte ihn ſtutzen. Dagegen, wenn die Stürme ſtürmten, wenn der Wind durch die Gegend brauſte, wenn der Schnee fiel, da erkannte er ſein Weſen und lebte das ihm angeborene Leben. Er fühlte ſich wohl beim ſchauervollen Gedanken an die Gräber, und auf den Genuß deſſen, was nicht zu genießen iſt, verſtand er ſich vortrefflich. O, was für ſchöne, ſchmerzenbange, wehmuttrunkene Herbſtgedichte hat er gemacht. Sein Hauptausſtattungsſtück beſtand in einem ſchwarzen, flatternden Pellerinenmantel, und Nummer zwei ſeiner Requiſiten war ein Rinaldini-Schlapphut, ebenfalls tiefernſt und rabenſchwarz von Farbe. Schwarz war ſein Haar, das ſich gleich tiefen, ſchönen, anmutigen Gedanken um ſeine ausdrucksvollen Schläfen ringelte. Voll ſchwarzen Glanzes waren ſeine traurig-lieben Augen, mit denen er in die Welt ſchaute, als verzweifle er, oder als ſehne er ſich nach einer Verzweiflung. Augenbrauen ſchwarz und Bart ſchwarz, falls er einen ſolchen hatte, was ich nicht geradezu behaupten möchte. Und in der trüben, grauen, kalten Novemberluft flogen Raben, und Lenau ſtand am Wege, unter einem entblätterten Baum, das Notiz-

buch in der Hand, ſchreibend einen ſeiner ſchwermutvollen Verſe. Seine Herbſtlieder ſind weltberühmt. Ich ſelbſt habe ſie ſchon lange, lange nicht mehr geleſen. Aus ferner, umflorter Erinnerung nur tauchen die Worte dieſer Gedichte vor mir auf, aber ich weiß, daß ſie ſchön ſind. Unverwelkliches Welken, blühender, unſterblicher Gram, roſengleiches Verzagen und Klagen, immergrüner Schmerz, ewig junger, ewig lebendiger Tod.

Tobold

Der Schurke

Glaubſt du, ich ſei ein Schurke? Ich
bin keiner. Glaube mir, ich bin
nicht ſolch ein Böſewicht. Das hat
die Zunge ſo aus mir gemacht.
Die Welt will gleich ein Bildnis ſehn.
'ſ iſt ſonderbar. Man iſt nicht das,
was man in ſeinem Innern iſt,
nein, du biſt Werk von ihnen, biſt
Abguß von dem Geflüſter. Sie
woll'n dich ſo handeln ſehn, und ſo
auch handelſt du. Ich bin nicht ſchlecht;
nur krank.

Tobold

Wie? Ja. 'ſ iſt ſonderbar.
Auch ich bin nicht der Meinung, du ſeiſt ein
Halunke. Zwar bin ich
ja nur ein dummer Junge, und
ich kann mich irren, doch kann denn
nicht auch die Welt im Irrtum ſein?
Könn'n ſie nicht auch ſich irr'n, die dich
verdammen? Du haſt Augen, die
mir, wie doch ſoll ich ſagen, ſehr

gefallen. Krank biſt du? Ich glaub's.
Doch warum gehſt du nicht zum Arzt?

Schurke

Vielleicht biſt du der Arzt. Du biſt
jed'falles gut.

Tobold

Hier kommt ja, wie ich ſehe, der
ſchlicht-ehrliche Bedrängte. Sein
Geſicht iſt falſch. Er hält ſich für
was Beſſ'res als er iſt. Er iſt
mehr Schaf als fromm. Ich mag ihn nicht.
Dich, Schurke, jedoch mag ich gern.

Der Bedrängte

Voll Bosheit, bild' ich ſtets mir ein,
ſei dieſe ungereimte Welt.
Ich blicke ſtets nur ſelbſt mich an
und ſehe immer mich verfolgt:
Hier ſteht der Böſ'wicht, der mich drängt.

Tobold

Das bildet ſich ein Dummkopf ein.

Der Bedrängte

Wer biſt du, der ſo keck ſich miſcht

in dieſes Spiel? Ich ſah dich nie
und achte deiner deshalb nicht.
Du ſcheinſt ein frecher Betteljung'!

Tobold

Tobold heiß' ich, und ich gab nie
Schafsköpfen Anlaß, mich
zu achten. 's iſt ein mageres Geſchäft
und es kommt nichts dabei heraus.
Ich bin mein ſelbſt. Ich ſelbſt
hab Achtung vor mir. Wiſſe das. Und dann
hab ich auch Freude an der Welt.
Hier beiſpielsweiſ' am Schurken hab'
ich Freude. An der Sonne hab'
ich Freude. Doch an dir nicht. Du
freuſt mich in keiner Art und Weiſ'.
Nicht Art haſt du. Was Art hat, das
entzückt mich. Dieb' und Schelm'
ſelbſt ſind erfreulich. Packt man ſie,
ſo ſperrt man ſie ins Zuchthaus ein
und weiß auch, was getan man hat.
Doch du biſt ein Chamäleon.
Nichtswürdig biſt du. Teufel ſind
doch Teufel. — Hier dem Schurken geb'
die Hand ich. Dir kann man die Hand
nicht reichen. Spinnen ſind verſtändlicher,

Mäus', Ratt' und Kröten, als
ein Menſch, wie du, dem's nur auf das
Verfolgtſein ankommt.

Schurke

Ha ha ha!
Recht ſo, mein Junge, ſchimpf ihn aus.

Bedrängter

Auch hier, auch hier bedrängt man mich.
Die Welt iſt voll von Hinterliſt.
Ich will nur gleich zur Fürſtin gehn
und ihr das melden.

Schurke

Tritt nur ab.
Komm, du mein wackrer Junge, komm.
Ich will zu einer Tänzerin
dich führen. Wein ſoll ſprühn. Der Ort,
wo ſie ſich aufhält, iſt nicht fern.
In dem Gebüſch, das du dort ſiehſt,
liegt ſie im ſchwellend weichen Gras.
Schön iſt ſie, göttergleich tanzt ſie.
Doch du wirſt ſehn. Sie ſoll dich an
die Brüſte drücken. Schlemmen iſt
nicht ſchlecht, wenn man's mit Grazie tut.

Tobold

Ich gehe gern an ſolchen Ort.

Verwandlung

Tobold

Ich ſoll mich finden, ſagt mir das
Geſtirn. Mich finden? Müßt' ich da
mich nicht vorher verlieren? Kann
ich mich denn finden, wenn's an mir
nichts aufzufinden gibt? Wer nie
verloren gehn will, kann ſich auch
nie finden. Alſo will ich mich
verlieren. Hier nun tapp' ich ganz
im Dunkeln. Nacht iſt es, und ein
Geräuſch, ſo ſieht's hier aus, läßt ſich
hier gar nicht denken. Wenn ein Schuß
jetzt fiele, wär's mir, wie wenn ich
ihn mir nur träumte. Was denn ſuch'
ich hier? Mich ſelbſt? Nein, denn ich bin
nicht gar ſo ſehr erpicht auf mich.
Es muß hier jemand ſein, ſonſt wär'
ich hier nicht auf der Suche. Pſt.
Sprach da nicht jemand? Ganz beſtimmt
iſt irgend jemand hier, doch wer,
iſt mir ein Rätſel. Doch wenn auch
der Glaube nur, es ſei hier wer,

hier iſt, ſo iſt ſchon viel hier. Mir
ſagt es der Glaube, daß es hier
ein Leben gibt, und daß wer hier
iſt, ſchön iſt. Horch. War das? Nein, es
iſt alles ſtill. Nichts regt ſich, als
der Wunſch in mir, es möchte hier
jemand ſich regen.

Die Verlaſſene

Böſ' bin ich? Nein, ich bin nicht böſ'.
Verfehmt bin ich und muß hier am
entlegnen Ort verlaſſen ſein.
Um Liebe willen, die mich hat
betrügen müſſen, muß ich hier
verſtoßen und verlaſſen ſein.
Niemand kommt zu mir her, es fällt
niemandem ein, bei mir zu ſein.
Niemand kommt bis zum düſtern Ort
der finſtern Ausgeſtoßenheit.
Es will mich niemand kennen, es
will niemand mehr gerecht mir ſein.
Ich kann nicht klagen. Klagt' ich, ſo
riß es mich bis zum Wahnſinn hin.
Drum ſtill, drum nur gelitten, nur
allein gelitten. Iſt nichts anderes
übrig, ſo leidet man

wie in dem Grund des Meers das Naß
nur naß ſein kann, wie, wer ſich ſticht,
nur bluten kann. Verlaſſenheit,
ſei du mir Krone. Schmerz, ſei du
Palaſt mir, und ich Fürſtin ſo.

Tobold

Horch, horch, es tönt. Wie ſüß das tönt.
Ich habe ſtets Muſik geliebt.
Mir immer als ein Wunder kam
ſie vor.

Verlaſſene

Iſt jemand hier?

Tobold

Ich bin's.

Verlaſſene

Wer biſt du?

Tobold

Eine Wenigkeit.
Ein junger dummer Menſch bin ich.
Sonſt brav vielleicht, vielleicht auch nicht;
arbeitſam, doch vielleicht auch nicht;
fähig zum Guten, doch vielleicht
auch zu was anderem fähig. Un-
bekannt iſt mir's. Ich habe mich

da ſo, wie ſoll ich ſagen, in
der Finſternis verloren, doch
hielt ich ſtets wacker mich gradauf.
Es ſoll der Menſch auf Haltung ſehn,
als wenn er ſelbſt ſich immer ge-
genüberſtände. Fürſtin nannt'ſt
du dich. Ich habe es gehört. Ich hab'
gelauſcht. Verzeih. Ich bin
ſolch einer, der das, was er hört,
beiſeite ſchiebt. Es ſcheint, daß du
unglücklich biſt. So paßt es; denn
ich liebe und verehre, was
nicht fröhlich iſt. Ich ſelbſt, mußt du
erfahren, bin mir, glaub' mir, faſt
zu fröhlich. Ich verachte mich
ja auch dafür. Sehr gerne dient'
ich dir. Ich ſeh' dich nicht, denn es
iſt dunkel hier. Was macht's. Es ſieht
die Seele dich. Doch daß du's weißt:
ich ſterbe vor Verlangen, dich
zu ſehn, und wünſcht', ich hätt' ein Licht
zur Hand, damit ich Schönheit ſäh'
und nicht nur fühle. Sag', was ſoll
ich tun. Kann ich dir helfen? Ich
bin einer, den's entzückt, zu Dienſt
zu ſtehn. Ich will für dich hinab

in die Verdammnis gehn, um zu
verdienen, dich zu küſſen. So
ſprich doch. Ich rede hier, und du
ſchweigſt. Biſt du böſ'?

Verlaſſene

Ich bin nicht böſ'.
Ich bin nur leid. Sprich weiter. Dein
Geſpräch hat was wie Troſt für mich.
Du ſprichſt zutraulich. Sage, biſt
du ein ſo armer Menſch, und als
Perſon ſo niedrig, daß du mußt
zu der Verfehmten reden, und
noch in ſo gutem Ton? Es muß nicht viel
Stand, Würde und Bedeutendheit
am Menſchen ſein, der zu mir ſpricht
und noch, wie's ſcheint, ſo gern.

Tobold

Es gibt mehr Armut als du träumſt.

Verlaſſene

Kann jemand ärmer ſein als ich?

Tobold

Wohl kann noch jemand ärmer ſein.
Sind denn nicht alle Menſchen ſehr,

ſehr arm? Wer brüſtet ſich und ſagt:
„Ich bin wahrhaftig reich“? Niemand
iſt reich. Geboren ſein heißt in
die Armut ſinken. Leben heißt
mit Nöten kämpfen. Es gab nie
ſolch einen Lebensreichtum. Reich
iſt, wer nicht böſ' iſt. Wenn du kein
Gelüſt haſt, dich zu rächen, kein
Gefühl des Zorns haſt, biſt du nicht
die Armſte. Wer noch weint, iſt reich.
Wer unrecht hat, iſt reich. Zu den
Beſitzenden gehört nicht der
Beſitzende, nicht der, der auf dem Recht beharrt,
nicht der Starrköpfige, der
recht haben will. Unrecht iſt ſüß,
wonnig und reich, und wenn du im
Gefängnis ſitz'ſt und büß'ſt, ſo biſt
du reich.

Verlaſſene

So bin ich reich im Leid?
Welch eine Sprache führſt du da?
Biſt du zu mir gekommen, mir
zu ſagen, daß ich reicher ſei
als die, die glauben, ich ſei ſehr
elend, als die, die denken, ich
müſſe verzweifeln?

Tobold

Ja, gewiß.

Verlaſſene

Biſt du ein Engel?

Tobold

I bewahr!
Ein Häufchen Unzulänglichkeit,
das bin ich. Schlecht bin ich. Seh's ein.

Verlaſſene

So iſt es Kunſt nur, was du ſprichſt?

Tobold

Nein, Seele. Wie auch könnt' es Kunſt
ſein, da ich doch kein Künſtler bin.

Verlaſſene

Was biſt du?

Tobold

Weiß es ſelber nicht.
Muß erſt erfahren, was ich bin.

Verlaſſene

Du redeſt lieb. Und da ich von
Stand und Geburt bin (worauf ich
nicht ſtolz bin), nimm den Ring von mir

und geh'. Du kannſt nichts weiter für
mich tun, als gehn. Verlaß den Ort. —

Anderswo

Tobold

Ganz wie ein blauer Baldachin
iſt hier der Himmel ausgeſpannt.
Welch eine Freiheit duftet hier,
welch ein Gefühl geht durch die Luft.
Die Luft iſt friſch, man atmet ſie
in köſtlich gierigen Zügen ein.
Wenn man nur nicht verdroſſen iſt,
ſo iſt der Tag wie ein Kriſtall.
Wie ſchön iſt's hier. Dort fällt ein Blatt.
Man möchte gehen und es an
die Lippen drücken. Nebel ſtreicht
durch das Revier. Es blitzt. Es iſt
alles ganz feucht. Es ſchimmert, es
iſt Wonne für die Augen, und
wie warm, wie gut die Bäume ſtehn,
ganz voll noch von dem gelben Laub.
Hier iſt ein Stückchen grün noch vom
verſunknen üppigen Sommer her.
Dort ſieht man Tannen. Feierlich
ſtehn ſie an Teiches Rand, ſich in
dem Waſſer ſpiegelnd. Horch. Ein Schrei.
Das iſt der Vogel in der Luft.

Und ſchön und ſchön und ſchöner wird's.
Man faßt es nicht. Das Gelb iſt wie
der Ruhm, das Blau, das zärtliche,
wie Liebe, und das Braun dort gleicht
der Ehre. Wege ſchlängeln ſich
durch das Gebüſch, und alles dies
hängt wie ein ſüßes Farbenwerk
zuſammen. Glücklich iſt's. Nicht ich
bin glücklich. Es, das All, iſt es.
Doch ganz gewiß auch ich. Wenn das
Geſamte, das Verbund'ne, das
Zerfloſſ'ne und Umwobene
ſo ſchön iſt, bin auch ich ſo ſchön,
ſchön durch Genuß. Denn das
Umfaſſende faßt ja auch mich ein. So
gehör' ich dir, Natur. So bin
ich Ton im Chor, und im Geſang
bin eine dünne Stimme ich.

Der Gebieter

Du Lümmel, ſag', was tuſt du hier?
Du ſchaffſt wohl g'rad' am Tagwerk? Was?
Natur begaffen, fauler Strick!
Wart'. Mit der Peitſche will ich dich
das All erfaſſen lehren. So. Und jetzt
marſch an die Arbeit. Fort.

Helblings Geſchichte

Ich heiße Helbling und erzähle hier meine Geſchichte ſelbſt, da ſie ſonſt wahrſcheinlich von niemandem aufgeſchrieben würde. Heutzutage, wo die Menſchheit raffiniert geworden iſt, kann es keine beſonders kurioſe Sache mehr ſein, wenn einer, wie ich, ſich hinſetzt und anfängt, an ſeiner eigenen Geſchichte zu ſchreiben. Sie iſt kurz, meine Geſchichte, denn ich bin noch jung, und ſie wird nicht zu Ende geſchrieben, denn ich habe vorausſichtlich noch lange zu leben. Das Hervorſtechende an mir iſt, daß ich ein ganz, beinahe übertrieben gewöhnlicher Menſch bin. Ich bin einer der Vielen, und das gerade finde ich ſo ſeltſam. Ich finde die Vielen ſeltſam, und denke immer: „Was machen, was treiben ſie nur alle?“ Ich verſchwinde förmlich unter der Maſſe dieſer Vielen. Wenn ich mittags, wenn es zwölf Uhr ſchlägt, von der Bank, wo ich beſchäftigt bin, nach Hauſe eile, ſo eilen ſie alle mit, einer ſucht den andern zu überholen, einer will längere Schritte nehmen als der andere, und doch denkt man dabei: „Es kommen doch alle nach Hauſe.“ In der Tat kommen ſie alle nach Hauſe, denn es iſt kein

ungewöhnlicher Menſch unter ihnen, dem es arrivieren könnte, daß er den Weg nicht mehr fände nach Hauſe. Ich bin mittelgroß von Geſtalt und habe deshalb Gelegenheit, mich zu freuen, darüber, daß ich weder hervorſtechend klein, noch herausplatzend groß bin. Ich habe ſo das Maß, wie man auf ſchriftdeutſch ſagt. Wenn ich zu Mittag eſſe, denke ich immer, ich könnte eigentlich anderswo, wo es vielleicht fideler zuginge am Eßtiſch, ebenſo gut, oder noch feiner eſſen, und denke dann darüber nach, wo das wohl ſein könnte, wo die lebhaftere Unterhaltung mit dem beſſeren Eſſen verbunden wäre. Ich laſſe alle Stadtteile und alle Häuſer, die ich kenne, in meiner Erinnerung vorübergehen, bis ich etwas ausfindig gemacht habe, das etwas für mich ſein könnte. Im allgemeinen halte ich ſehr viel auf meine Perſon, ja, ich denke eigentlich nur an mich, und bin immer darauf bedacht, es mir ſo gut gehen zu laſſen, wie nur irgend denkbar. Da ich ein Menſch aus guter Familie bin, mein Vater iſt ein angeſehener Kaufmann in der Provinz, ſo finde ich leicht an den Dingen, die ſich mir nähern wollen, und denen ich auf den Leib rücken ſoll, allerlei auszuſetzen, zum Beiſpiel:

es iſt mir alles zu wenig fein. Ich habe ſtets die Empfindung, daß an mir etwas Koſtbares, Empfindſames und Leichtzerbrechliches iſt, das geſchont werden muß, und halte die andern für lange nicht ſo koſtbar und feinfühlig. Wieſo das nur kommen mag! Es iſt gerade, als wäre man zu wenig grob geſchnitzt für dieſes Leben. Es iſt jedenfalls ein Hemmnis, das mich hindert, mich auszuzeichnen, denn wenn ich beiſpielsweiſe einen Auftrag erledigen ſoll, ſo beſinne ich mich immer erſt eine halbe Stunde, manchmal auch eine ganze! Ich überlege und träume ſo vor mich hin: „Soll ich es anpacken, oder ſoll ich noch zögern, es anzupacken!“, und unterdeſſen, ich fühle das, werden ſchon einige meiner Kollegen bemerkt haben, daß ich ein träger Menſch bin, während ich doch nur als zu empfindſam gelten kann. Ach, man wird ſo falſch beurteilt. Ein Auftrag erſchreckt mich immer, veranlaßt mich, mit meiner flachen Hand ſtrichweiſe über den Pultdeckel zu fahren, bis ich entdecke, daß ich höhniſch beobachtet werde, oder ich tätſchle mir mit der Hand die Wangen, greife mich unter das Kinn, fahre mir über die Augen, reibe die Naſe und ſtreiche die Haare von der Stirne

weg, als ob dort meine Aufgabe läge, und nicht auf dem Bogen Papier, der vor mir, auf dem Pult, ausgebreitet liegt. Vielleicht habe ich meinen Beruf verfehlt, und dennoch glaube ich zuversichtlich, daß ich es mit jedem Beruf so hätte, so machen würde und verderben würde. Ich genieße, infolge meiner vermeintlichen Trägheit, wenig Achtung. Man nennt mich einen Träumer und Schlafpelz. O, die Menschen sind darin talentvoll, einem ungebührliche Titel anzuhängen. Es ist allerdings wahr: die Arbeit liebe ich nicht besonders, weil ich mir immer einbilde, sie beschäftige und locke zu wenig meinen Geist. Das ist auch wieder so ein Punkt. Ich weiß nicht, ob ich Geist besitze, und ich darf es kaum glauben, denn ich habe bereits öfters die Überzeugung gewonnen, daß ich mich jedesmal dumm anstelle, wenn man mir einen verstand- und scharfsinnfordernden Auftrag gibt. Das macht mich in der Tat stutzig, und veranlaßt mich darüber nachzudenken, ob ich zu den seltsamen Menschen gehöre, die nur klug sind, wenn sie es sich einbilden, und aufhören, klug zu sein, sobald sie zeigen sollten, daß sie es wirklich sind. Es fallen mir eine Menge intelligenter, schöner,

ſpitzfindiger Sachen ein, aber ſobald ich ſie in Anwendung bringen ſoll, verſagen ſie mir und verlaſſen mich, und ich ſtehe dann da wie ein ungelehriger Lehrjunge. Deshalb mag ich meine Arbeit nicht gern, weil ſie mir einesteils zu wenig geiſtvoll iſt und mir andersteils ſogleich über den Kopf hinauswächſt, ſobald ſie den Anſtrich des Geiſtvollen erhält. Wo ich nicht denken ſoll, da denke ich immer, und wo ich verpflichtet wäre, es zu tun, kann ich es nicht. Aus dieſem zwieſpältigen Grunde verlaſſe ich auch den Bureauſaal immer einige Minuten vor zwölf und komme immer erſt einige Minuten ſpäter als die andern an, was mir ſchon einen ziemlich ſchlechten Ruf eingetragen hat. Aber es iſt mir ſo gleichgültig, ſo unſäglich gleichgültig, was ſie von mir ſagen. Ich weiß zum Beiſpiel ſehr wohl, daß ſie mich für einen Schafskopf anſehen, aber ich fühle, daß wenn ſie ein Recht zu dieſer Annahme haben, ich ſie daran nicht verhindern kann. Ich ſehe auch wirklich etwas ſchafsköpfiſch aus in meinem Geſicht, Betragen, Gang, Sprechen und Weſen. Es iſt kein Zweifel, daß ich, um ein Beiſpiel herauszunehmen, in den Augen einen etwas blödſinnigen Ausdruck habe, der die Menſchen

leicht irreführt und ihnen eine geringe Meinung von meinem Verſtand gibt. Mein Weſen hat viel Läppiſches und dazu noch Eitles an ſich, meine Stimme klingt ſonderbar, ſo als wüßte ich ſelber, der Sprecher, nicht, daß ich rede, wenn ich rede. Etwas Verſchlafenes, Noch-nicht-ganz-Aufgewecktes haftet mir an, und daß es bemerkt wird, habe ich bereits aufgezeichnet. Mein Haar ſtreiche ich immer ganz glatt auf dem Kopf, das erhöht vielleicht noch den Eindruck trotziger und hilfloſer Dummheit, den ich mache. Dann ſtehe ich ſo da, am Pult, und kann halbſtundenlang in den Saal, oder zum Fenſter hinausglotzen. Die Feder, mit der ich ſchreiben ſollte, halte ich in der untätigen Hand. Ich ſtehe und trete von einem Fuß auf den andern, da mir eine größere Beweglichkeit nicht geſtattet iſt, ſehe meine Kollegen an und begreife gar nicht, daß ich in ihren Augen, die zu mir hinüberſchielen, ein erbärmlicher, gewiſſenloſer Faulenzer bin, lächle, wenn mich einer anſieht, und träume, ohne zu ſinnen. Wenn ich das könnte: Träumen! Nein, ich habe keine Vorſtellung davon. Nicht die mindeſte! Ich denke mir immer, wenn ich einen Haufen Geld hätte, würde ich nicht mehr ar-

beiten, und freue mich wie ein Kind darüber, daß ich dieſes denken konnte, wenn der Gedanke ausgedacht iſt. Das Gehalt, das ich bekomme, erſcheint mir zu klein, und ich denke gar nicht daran, mir zu ſagen, daß ich nicht einmal ſo viel verdiene mit meinen Leiſtungen, trotzdem ich weiß, daß ich ſo gut wie nichts leiſte. Seltſam, ich habe gar nicht das Talent, mich einigermaßen zu ſchämen. Wenn mich einer, zum Beiſpiel ein Vorgeſetzter, anſchnauzt, ſo bin ich darüber im höchſten Grade empört, denn es verletzt mich, angeſchnauzt zu werden. Ich ertrage das nicht, obgleich ich mir ſage, daß ich eine Rüge verdient habe. Ich glaube, ich widerſetze mich dem Vorwurf des Vorgeſetzten deshalb, damit ich das Geſpräch mit ihm ein wenig in die Länge ziehen kann, vielleicht eine halbe Stunde, dann iſt doch wiederum eine halbe Stunde verſtrichen, während deren Verlauf ich mich wenigſtens nicht gelangweilt habe. Wenn meine Kollegen glauben, ich langweile mich, ſo haben ſie allerdings recht, denn ich langweile mich zum Entſetzen. Nicht die geringſte Anregung! Mich langweilen, und darüber nachſinnen, wie ich die Langeweile etwa unterbrechen könnte: darin beſteht eigentlich

meine Beſchäftigung. Ich vollbringe ſo wenig, daß ich ſelber von mir denke: „Wirklich, du vollbringſt nichts!“ Oftmals kommt es über mich, daß ich gähnen muß, ganz unabſichtlich, indem ich meinen Mund aufſperre, gegen die Höhe der Zimmerdecke, und dann mit der Hand nachfahre, um langſam die Mundöffnung zu verdecken. Alsdann finde ich es für angebracht, mit den Fingerſpitzen meinen Schnurrbart zu drehen und etwa auf das Pult zu klopfen, mit der Innenfläche eines meiner Finger, ganz wie in einem Traum. Manchmal erſcheint mir das alles wie ein unverſtändlicher Traum. Dann bemitleide ich mich und möchte über mich weinen. Aber, wenn das Traumartige verfliegt, möchte ich mich, der Länge und Breite nach, auf den Boden werfen, möchte umſtürzen, mir an einer Kante des Pultes recht weh tun, damit ich den zeitvertreibenden Genuß eines Schmerzes empfinden könnte. Meine Seele iſt nicht ganz ſchmerzlos über meinen Zuſtand, denn ich vernehme manchmal, wenn ich recht das Ohr ſpitze, darin einen leiſen, klagenden Ton der Anklage, ähnlich der Stimme meiner noch lebenden Mutter, die mich immer für etwas Rechtes gehalten hat, im Gegenſatz zum

Vater, der da viel ſtrengere Grundſätze beſitzt, als ſie. Aber meine Seele iſt mir ein zu dunkles und wertloſes Ding, als daß ich ſchätzte, was ſie vernehmen läßt. Ich halte nichts von ihrem Ton. Ich denke mir, daß man nur aus Langeweile auf das Gemurmel der Seele horcht. Wenn ich im Bureau ſtehe, werden meine Glieder langſam zu Holz, das man wünſcht, anzünden zu können, damit es verbrenne: Pult und Menſch werden Eines mit der Zeit. Die Zeit, das gibt mir immer zu denken. Sie vergeht ſchnell, doch in all der Schnelligkeit ſcheint ſie ſich plötzlich zu krümmen, ſcheint zu brechen, und dann iſt es, als ob gar keine Zeit mehr da wäre. Manchmal hört man ſie rauſchen wie eine Schar auffliegender Vögel, oder zum Beiſpiel im Wald: da höre ich immer die Zeit rauſchen, und das tut einem recht wohl, denn dann braucht der Menſch nicht mehr zu denken. Aber es iſt meiſtens anders: ſo totenſtill! Kann das ein Menſchenleben ſein, das man nicht ſpürt, ſich vorwärts, dem Ende zudrängen! Mein Leben ſcheint mir bis zu dieſem Augenblick ziemlich inhaltlos geweſen zu ſein, und die Gewißheit, daß es inhaltlos bleiben wird, gibt etwas Endloſes, etwas, das einem befiehlt,

einzuſchlafen und nur noch das Unumgänglichſte zu verrichten. So tue ich es denn auch: ich tu nur ſo, als ob ich eifrig ſchaffe, wenn ich den übelriechenden Atem meines Chefs hinter mir ſpüre, der heranſchleicht, um mich bei der Trägheit überraſchen zu können. Seine Luft, die er ausſtrömt, iſt ſein Verräter. Der gute Mann verſchafft mir immer eine kleine Abwechſlung, deshalb mag ich ihn noch ganz wohl leiden. Aber was veranlaßt mich denn eigentlich nur, ſo wenig meine Pflicht und meine Vorſchriften zu reſpektieren? Ich bin ein kleines, blaſſes, ſchüchternes, ſchwaches, elegantes, zimperliches Kerlchen voll lebensuntüchtiger Empfindſamkeiten und würde die Härte des Lebens, wenn es mir einmal ſchief gehen ſollte, nicht ertragen können. Kann mir der Gedanke, daß man mich aus meiner Stellung entlaſſen wird, wenn ich ſo fortfahre, keine Furcht einjagen? Wie es ſcheint, nicht, und wie es wiederum ſcheint: wohl! Ich fürchte mich ein bißchen, und fürchte mich wieder ein bißchen nicht. Vielleicht bin ich zur Furcht zu unintelligent, ja, es ſcheint mir beinahe, als ob der kindliche Trotz, den ich anwende, um mir vor meinen Mitmenſchen Genugtuung zu verſchaffen, ein

Zeichen von Schwachköpfigkeit iſt. Aber, aber: es paßt wundervoll zu meinem Charakter, der mir ſtets vorſchreibt, mich ein wenig außergewöhnlich zu benehmen, wenn auch zu meinem Nachteil. So zum Beiſpiel bringe ich, was auch nicht ſtatthaft iſt, kleine Bücher ins Bureau, wo ich ſie aufſchneide und leſe, ohne eigentlich Genuß am Leſen zu haben. Aber es ſieht wie die feine Widerſpenſtigkeit eines gebildeten, mehr, als die andern ſein wollenden Menſchen aus. Ich will eben immer mehr ſein, und habe einen Jagdhundeifer nach Auszeichnung. Wenn ich das Buch jetzt leſe, und es tritt ein Kollege zu mir heran mit der Frage, die vielleicht ganz am Platz iſt: „Was leſen Sie da, Helbling?“, ſo ärgert mich das, weil es in dieſem Fall anſtändig iſt, ein ärgerliches Weſen zu zeigen, das den zutulichen Fragenden wegtreibt. Ich tue ungemein wichtig, wenn ich leſe, blicke mich nach allen Seiten nach Menſchen um, die mir zuſehen, wie klug da einer ſeinen Geiſt und Witz ausbilde, ſchneide mit prachtvoller Langſamkeit Seite für Seite auf, leſe nicht einmal mehr, ſondern laſſe es mir genügen, die Haltung eines in eine Lektüre Verſunkenen angenommen zu haben. So bin ich: ſchwindel-

köpfig und auf den Effekt berechnet. Ich bin eitel, aber von einer merkwürdig billigen Zufriedenheit in meiner Eitelkeit. Meine Kleider ſind von plumpem Anſehen, aber ich bin eifrig im Wechſeln von Anzügen, denn es macht mir ein Vergnügen, den Kollegen zu zeigen, daß ich mehrere Anzüge beſitze und daß ich einigen Geſchmack in der Wahl von Farben habe. Grün trage ich gern, weil es mich an den Wald erinnert, und Gelb trage ich an windigen, luftigen Tagen, weil es zum Wind und zum Tanzen paßt. Es kann ſein, daß ich mich darin irre, ich zweifle gar nicht daran, denn wie oft ich mich am Tag irre, wird mir genugſam vorgehalten. Man glaubt ſchließlich ſelber, daß man ein Einfaltspinſel iſt. Aber was macht es aus, ob man ein Tropf oder ein Mann von Achtung iſt, da doch der Regen ebenſogut auf einen Eſel wie auf eine reſpektable Erſcheinung herabregnet. Und gar die Sonne! Ich bin glücklich, in der Sonne, wenn es zwölf Uhr geſchlagen hat, nach Hauſe laufen zu dürfen, und wenn es regnet, ſpanne ich den üppigen, bauchigen Regenſchirm über mich, damit mein Hut, den ich ſehr ſchätze, nicht naß wird. Mit meinem Hut gehe ich ſehr ſanft um, und es ſcheint mir

immer, wenn ich meinen Hut noch berühren kann, in der zarten Weiſe, wie ich es gewohnt bin, ſo ſei ich immer noch ein ganz glücklicher Menſch. Beſondere Freude macht es mir, ihn, wenn es Feierabend geworden iſt, ſorgſam auf die Scheitel zu ſetzen. Das iſt mir immer der geliebte Abſchluß eines jeden Tages. Mein Leben beſteht ja aus lauter Kleinigkeiten, das wiederhole ich mir immer wieder, und das kommt mir ſo wunderlich vor. Für große Ideale, die die Menſchheit betreffen, habe ich es nie paſſend gefunden, zu ſchwärmen, denn ich bin im Grunde mehr kritiſch als ſchwärmeriſch veranlagt, wofür ich mir ein Kompliment mache. Ich bin ſo einer, der es als herabſetzend empfindet, wenn er einem idealen Menſchen in langen Haaren, Sandalen an den nackten Beinen, Schurzfell um die Lenden und Blumen im Haar begegnet. Ich lächle dann verlegen in ſolchen Fällen. Laut lachen, was man doch am liebſten möchte, kann man nicht, auch iſt es eigentlich mehr zum Ärgerlich-werden, als zum Lachen, unter Menſchen zu leben, die an einer glatten Scheitel, wie ich ſie trage, keinen Geſchmack finden. Ich ärgere mich eben gerne, deshalb ärgere ich mich, wo ſich mir nur immer

eine Gelegenheit bietet. Ich mache öfters hämiſche Bemerkungen, und habe es doch ſicherlich wenig nötig, meine Bosheit an andern auszulaſſen, da ich doch genug weiß, was es heißt, unter der Spottſucht anderer zu leiden. Aber das iſt es ja: ich mache gar keine Beobachtungen, nehme keine Lehren an und verfahre immer noch ſo, wie an dem Tage, da ich aus der Schule entlaſſen wurde. Viel Schulknabenhaftes klebt an mir und wird wahrſcheinlich mein beſtändiger Begleiter durchs Leben bleiben. Es ſoll ſolche Menſchen geben, die gar keine Spur von Beſſerungsfähigkeit und kein Talent beſitzen, ſich an der anderen Benehmen auszubilden. Nein, ich bilde mich nicht, denn ich finde es unter meiner Würde, mich dem Bildungsdrang hinzugeben. Außerdem bin ich ſchon gebildet genug, um einen Stock mit einiger Manier in der Hand zu tragen und eine Schleife um den Hemdkragen binden zu können und den Eßlöffel mit der rechten Hand anzufaſſen und zu ſagen, auf eine bezügliche Frage: „Danke, ja, es war ſehr hübſch geſtern abend!“ Was ſoll die Bildung viel aus mir machen? Hand auf die Bruſt: ich glaube, da käme die Bildung ganz und gar an den Unrichtigen.

Ich ſtrebe nach Geld und nach bequemen Würden, das iſt mein Bildungsdrang! Über einen Erdarbeiter komme ich mir furchtbar erhaben vor, wenn er mich auch, wenn er wollte, mit dem Zeigefinger ſeiner linken Hand in ein Erdloch, wo ich mich beſchmutzen würde, hinabſchleudern könnte. Kraft und Schönheit an armen Menſchen und in beſcheidenem Gewande machen auf mich keinen Eindruck. Ich denke immer, wenn ich ſolch einen Menſchen ſehe, wie gut es unſereiner doch habe mit der überlegenen Weltſtellung, einem ſolch ausgearbeiteten Tropf gegenüber, und kein Mitleid beſchleicht mein Herz. Wo hätte ich ein Herz? Ich habe vergeſſen, daß ich eines habe. Gewiß iſt das traurig, aber wo fände ich es für angebracht, Trauer zu empfinden. Trauer empfindet man nur, wenn man einen Geldverluſt aufzuweiſen hat, oder wenn einem der neue Hut nicht recht paſſen will, oder wenn plötzlich die Werte auf der Börſe ſinken, und dann muß man ſich noch fragen, ob das Trauer iſt oder nicht, und es iſt bei näherem Zuſehen keine, ſondern nur ein angeflogenes Bedauern, das verfliegt wie der Wind. Es iſt, nein, wie kann ich mich da ausdrücken: es iſt wunderbar ſeltſam, ſo keine

Gefühle zu haben, ſo gar nicht zu wiſſen, was ein Empfinden iſt. Gefühle, die die eigene Perſon betreffen, hat jeder, und das ſind im Grunde verwerfliche, der Geſamtheit gegenüber anmaßliche Gefühle. Aber Gefühle für einen jeden? Wohl hat man bisweilen Luſt, ſich darüber zu befragen, ſpürt etwas wie eine leiſe Sehnſucht danach, ein guter, bereitwilliger Menſch zu werden, aber, wann käme man dazu? Etwa um ſieben Uhr des Morgens, oder ſonſt wann? Schon am Freitag und dann während des darauf folgenden ganzen Samstages beſinne ich mich darauf, was ich am Sonntage unternehmen könnte, weil doch immer am Sonntag etwas unternommen werden muß. Allein gehe ich ſelten. Gewöhnlich ſchließe ich mich einer Geſellſchaft von jungen Leuten an, wie ſich eben einer anſchließt, es geht ganz einfach, man geht einfach mit, obſchon man weiß, daß man ein ziemlich langweiliger Geſelle iſt. Ich fahre zum Beiſpiel mit einem Dampfboot über den See, oder gehe zu Fuß in den Wald, oder fahre mit der Eiſenbahn an entferntere ſchöne Orte. Oft begleite ich junge Mädchen zum Tanz, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß mich die Mädchen gerne

leiden mögen. Ich habe ein weißes Geſicht, ſchöne Hände, einen eleganten, flatternden Frack, Handſchuhe, Ringe an den Fingern, einen mit Silber beſchlagenen Stock, ſauber gewichſte Schuhe und ein zartes, ſonntägliches Weſen, eine ſo merkwürdige Stimme und etwas leis Verdroſſenes um den Mund, etwas, wofür ich ſelber kein Wort habe, das mich aber den jungen Mädchen zu empfehlen ſcheint. Wenn ich ſpreche, klingt es, als ob ein Mann von Gewicht ſpräche. Das Wichtigtueriſche gefällt, da iſt kein Zweifel zu hegen. Was den Tanz betrifft, ſo tanze ich, wie einer, der eben erſt Tanzunterricht genommen und genoſſen hat: flott, zierlich, pünktlich, genau, aber zu ſchnell und zu ſaftlos. Es iſt Genauigkeit und Sprunghaftigkeit in meinem Tanz, aber nur keine Grazie. Wie könnte ich der Grazie fähig ſein! Aber ich tanze leidenſchaftlich gern. Wenn ich tanze, vergeſſe ich, daß ich Helbling bin, denn ich bin dann nichts mehr als nur noch ein glückliches Schweben. Das Bureau mit ſeinen mannigfaltigen Qualen würde mir keine Erinnerung zu Geſicht bringen. Um mich herum ſind gerötete Geſichter, Duft und Glanz von Mädchenkleidern, Mädchenaugen blicken mich an, ich

fliege: kann man ſich ſeliger denken? Nun habe ich es doch: einmal in dem Kreiſe der Woche vermag ich ſelig zu ſein. Eines der Mädchen, die ich ſtets begleite, iſt meine Braut, aber ſie behandelt mich ſchlecht, ſchlechter, als mich die andern behandeln. Sie iſt mir, wie ich wohl bemerke, auch keineswegs treu, liebt mich wohl kaum, und ich, liebe ich ſie etwa? Ich habe viele Fehler an mir, die ich freimütig ausgeſprochen habe, aber hier ſcheinen mir alle meine Fehler und Mängel vergeben zu ſein: ich liebe ſie. Es iſt mein Glück, daß ich ſie lieben, und um ihretwillen oft verzagen darf. Sie gibt mir ihre Handſchuhe und ihren roſaſeidenen Schirm zu tragen, wenn es Sommer iſt, und im Winter darf ich ihr im tiefen Schnee nachtrotteln, um ihr die Schlittſchuhe nachzutragen. Ich begreife die Liebe nicht, aber ſpüre ſie. Gut und böſe ſind doch nichts gegen die Liebe, die gar nichts anderes und übriges kennt, als Liebe. Wie ſoll ich das ſagen: ſo nichtswürdig und leer ich ſonſt immer bin, ſo iſt doch noch nicht alles verloren, denn ich bin wirklich der treuen Liebe fähig, obſchon ich zur Treuloſigkeit Gelegenheit genug hätte. Ich fahre mit ihr im Sonnenſchein, unter dem

blauen Himmel, in einem Nachen, den ich vorwärtsrudere, auf dem See, und lächle ſie immer an, während ſie ſich zu langweilen ſcheint. Ich bin ja auch ein ganz langweiliger Kerl. Ihre Mutter hat eine kleine, armſelige, etwas verrufene Arbeiterkneipe, wo ich Sonntage lang zubringen kann mit Sitzen, Schweigen und sie-Anſehen. Manchmal beugt ſich auch ihr Geſicht zu dem meinigen hinunter, um mich einen Kuß ihr auf den Mund drücken zu laſſen. Sie hat ein ſüßes, ſüßes Geſicht. An ihrer Wange befindet ſich eine alte, vernarbte Schramme, was ihren Mund ein wenig verzerrt, aber ins Süße. Augen hat ſie ganz kleine, mit denen ſie einen ſo liſtig anblinzelt, als wollte ſie ſagen: „Dir will ich es auch noch zeigen!“ Oft ſetzt ſie ſich zu mir auf das ſchäbige, harte Wirtshausſofa, und flüſtert mir ins Ohr, daß es doch ſchön ſei, verlobt zu ſein. Ich weiß ſelten etwas zu ihr zu ſagen, denn ich fürchte immer, daß es nicht paſſend wäre, ſo ſchweige ich, und wünſche doch heftig, zu ihr etwas zu ſprechen. Einmal hat ſie mir ihr kleines, duftendes Ohr an meine Lippen gereicht: Ob ich ihr nichts zu ſagen hätte, das man nur flüſtern könne? Ich ſagte zitternd, daß ich nichts wüßte, und da hat ſie

mir eine Ohrfeige gegeben und hat dazu gelacht, aber nicht freundlich, ſondern kalt. Mit ihrer Mutter und ihrer kleinen Schweſter ſteht ſie nicht gut und will nicht haben, daß ich der Kleinen Freundlichkeiten erweiſe. Ihre Mutter hat eine rote Naſe vom Trinken, und iſt ein lebhaftes, kleines Weib, das ſich gern zu den Männern an den Tiſch ſetzt. Aber meine Braut ſetzt ſich auch zu den Männern. Sie hat mir einmal leiſe geſagt: „Ich bin nicht mehr keuſch,“ in einem Ton der Natürlichkeit, und ich habe nichts dagegen einzuwenden gehabt. Was wäre es geweſen, was ich ihr dazu hätte ſagen können. Andern Mädchen gegenüber habe ich einen gewiſſen Schneid, ſogar Wortwitz, aber bei ihr ſitze ich ſtumm und ſehe ſie an und verfolge jede ihrer Manieren mit meinen Augen. Ich ſitze jedesmal ſo lang, bis die Wirtſchaft geſchloſſen werden muß, oder noch länger, bis ſie mich nach Hauſe ſchickt. Wenn die Tochter nicht da iſt, ſetzt ſich ihre Mutter zu mir an den Tiſch und verſucht, die Abweſende in meinen Augen ſchlecht zu machen. Ich wehre nur ſo mit der Hand ab und lächle dazu. Die Mutter haßt ihre Tochter, und es liegt auf der Hand, daß ſie ſich beide haſſen, denn ſie ſind

ſich im Wege mit ihren Abſichten. Beide wollen einen Mann haben, und beide mißgönnen einander den Mann. Wenn ich abends ſo auf dem Sofa ſitze, merken es alle Leute, die in der Kneipe verkehren, daß ich der Bräutigam bin, und jeder will an mich wohlwollende Worte richten, was mir ziemlich gleichgültig iſt. Das kleine Mädchen, das noch in die Schule geht, lieſt neben mir in ihren Büchern, oder ſie ſchreibt große, lange Buchſtaben in ihr Schreibheft und reicht es mir immer dar, um mich das Geſchriebene durchſehen zu laſſen. Sonſt habe ich nie auf ſo kleine Geſchöpfe geachtet, und nun mit einem Male ſehe ich ein, wie intereſſant jedes kleine, aufwachſende Geſchöpf iſt. Daran iſt meine Liebe zu der andern ſchuld. Man wird beſſer und aufgeweckter durch eine ehrliche Liebe. Im Winter ſagt ſie zu mir: „Du, es wird ſchön ſein im Frühling, wenn wir zuſammen durch die Gartenwege ſpazieren werden,“ und im Frühling ſagt ſie: „Es iſt langweilig mit dir.“ Sie will in einer großen Stadt verheiratet ſein, denn ſie will noch etwas haben vom Leben. Die Theater und Maskenbälle, ſchöne Koſtüme, Wein, lachende Unterhaltung, fröhliche, erhitzte Menſchen, das liebt ſie, da-

für ſchwärmt ſie. Ich ſchwärme eigentlich auch dafür, aber wie das ſich alles machen ſoll, weiß ich nicht. Ich habe ihr geſagt: „Vielleicht verliere ich auf nächſten Winter meine Stellung!“ Da hat ſie mich groß angeſchaut und mich gefragt: „Warum?“ Was hätte ich ihr für eine Antwort geben ſollen? Ich kann ihr doch nicht meine ganze Charakteranlage in einem Atem herunterſchildern. Sie würde mich verachten. Bis jetzt meint ſie immer, daß ich ein Mann ſei von einiger Tüchtigkeit, ein Mann, allerdings ein etwas komiſcher und langweiliger, aber doch ein Mann, der ſeine Stellung in der Welt habe. Wenn ich ihr nun ſage: „Du irrſt dich, meine Stellung iſt eine äußerſt ſchwankende,“ ſo hat ſie keinen Grund, weiter meinen Umgang zu wünſchen, da ſie doch alle ihre Hoffnungen in bezug auf mich zerſtört ſieht. Ich laſſe es gehen, ich bin ein Meiſter darin, eine Sache ſchlitteln zu laſſen, wie man zu ſagen pflegt. Vielleicht, wenn ich Tanzlehrer oder Reſtaurateur oder Regiſſeur wäre, oder ſonſt irgendeinen Beruf hätte, der mit dem Vergnügen der Menſchen zuſammenhängt, würde ich Glück haben, denn ich bin ſo ein Menſch, ſo ein tänzelnder, ſchwe-

bender, beineherumwerfender, leichter, flotter, leiſer, ſich ſtets verbückender und zartempfindender, der Glück hätte, wenn er Wirt, Tänzer, Bühnenleiter oder ſo etwas wie Schneider wäre. Wenn ich Gelegenheit habe, ein Kompliment zu machen, bin ich glücklich. Läßt das nicht tief blicken? Ich bringe ſogar da Verneigungen an, wo es gar nicht üblich iſt, oder wo nur Scharwenzler und Dummköpfe ſich verbeugen, ſo ſehr bin ich in die Sache verliebt. Für eine ernſte Mannesarbeit habe ich weder einen Geiſt noch eine Vernunft, noch Ohr, noch Auge und Sinn. Es iſt mir das mir am fernſten Liegende, was es auf der Welt geben könnte. Ich will Profit machen, aber es ſoll mich nur ein Zwinkern mit den Augen, höchſtens ein faules Handausſtrecken koſten. Sonſt iſt Scheu vor der Arbeit an Männern etwas nicht ganz Natürliches, aber mich kleidet es, mir paßt es, wenn es auch ein trauriges Kleid iſt, das mir da ſo vorzüglich paßt, und wenn der Schnitt des Kleides auch ein erbärmlicher iſt: warum ſollte ich nicht ſagen: „Es ſitzt mir,“ wenn doch jedes Menſchenauge ſieht, daß es mir faltenlos ſitzt. Die Scheu vor der Arbeit! Aber ich will nichts mehr darüber ſagen. Ich meine übrigens im-

mer, das Klima, die feuchte Seeluft, ſei ſchuld daran, daß ich nicht zum Arbeiten komme, und ſuche jetzt, gedrängt von dieſer Erkenntnis, Stellung im Süden, oder in den Bergen. Ich könnte ein Hotel dirigieren, oder eine Fabrik leiten, oder die Kaſſe einer kleineren Bank verwalten. Eine ſonnige, freie Landſchaft müßte imſtande ſein, in mir Talente zu entwickeln, die bis jetzt in mir geſchlafen haben. Eine Südfruchthandlung wäre auch nichts übles. Auf jeden Fall bin ich ein Menſch, der immer meint, durch eine äußerliche Veränderung innerlich ungeheuer zu gewinnen. Ein anderes Klima würde auch eine andere Mittagstafel erzeugen, und das iſt es vielleicht, was mir fehlt. Bin ich eigentlich krank? Mir fehlt ſo viel, mir mangelt eigentlich alles. Sollte ich ein unglücklicher Menſch ſein? Sollte ich ungewöhnliche Anlagen beſitzen? Sollte es eine Art Krankheit ſein, ſich beſtändig, wie ich es tue, mit ſolchen Fragen abzugeben? Jedenfalls iſt es eine nicht ganz normale Sache. Heute bin ich wieder zehn Minuten zu ſpät in die Bank gekommen. Ich komme nicht mehr dazu, zur rechten Zeit anzutreten, wie andere. Ich ſollte eigentlich ganz allein auf der Welt

ſein, ich, Helbling, und ſonſt kein anderes lebendes Weſen. Keine Sonne, keine Kultur, ich nackt auf einem hohen Stein, kein Sturm, nicht einmal eine Welle, kein Waſſer, kein Wind, keine Straßen, keine Banken, kein Geld, keine Zeit und kein Atem. Ich würde dann jedenfalls nicht mehr Angſt haben. Keine Angſt mehr und keine Fragen, und ich würde auch nicht mehr zu ſpät kommen. Ich könnte die Vorſtellung haben, daß ich im Bett läge, ewig im Bett. Das wäre vielleicht das Schönſte!

Brief eines Vaters an seinen Sohn

Du beklagst dich, mein lieber Sohn, darüber, daß ich dich höchst mangelhaft erziehe, daß ich dich z. B. nach Nidau hinausschicke, um eine Kommission zu verrichten, und darüber, daß ich dir befehle, in den Holzkeller hinunterzuspazieren, um Holz zu spalten. Sei nicht unaufrichtig, sei nicht sentimental, Junge: weiß ich ja doch ganz genau, daß dir das Laufen auf der heißen und staubbedeckten Landstraße, die nach Nidau, dem altersgrauen Städtchen hinausführt, Vergnügen macht, und daß du leidenschaftlich gern Holz spaltest. Du wirfst mir vor, daß im Mülleimerhertragen und im Holzhacken keine Erziehung liege. Ich bin aber anderer Ansicht. Es liegt sehr viel Erziehung von der besten Sorte in der Verrichtung gewissermaßen schäbiger, schimmeliger und niedriger Arbeiten. Wenn du z. B. mit dem Milchtopf in der Hand über die Gasse gehen mußt, um Milch beim Milchhändler zu holen, eine Verrichtung, deren du dich vielleicht ein wenig schämst, weil bekannte Leute dir begegnen, von denen du weißt, daß sie sich sagen, „jetzt muß er sogar Milch über

die Gaſſe holen," ſo iſt das, wenn auch nicht ſcheinbar, doch aber in Wirklichkeit eine ausgezeichnete Erziehung, denn da lernſt du dich demütigen, und im Genuß deſſen, was demütigend iſt, liegt eine köſtliche Bildung. So und ähnlich, lieber Sohn, bilde ich dich, und ich glaube, du darfſt mir dankbar ſein dafür. Du ſcheinſt es nicht zu ſein: nun, ich denke, du verſtehſt es eben noch nicht. Später wirſt du es zu ſchätzen, zu würdigen und zu verſtehen wiſſen.

Ferner, mein Junge, glaubſt du ſollen dürfen herausgemerkt haben (eine richtige Sohnes-Spitzfindigkeit), daß ich dich gerade dann an irgendeine Beſchäftigung anzuſpannen liebe, wenn ich weiß oder du mir zu verſtehen gibſt, daß du dich gern mit deinen bevorzugten Kameraden im Freien, ſei es im Wald oder ſei es am See, herumtummeln möchteſt. So boshaft, meinſt du, bin ich? Und wenn auch? Sollen denn arme, ſorgengeplagte Väter, ſtets angeſpannt an den kläglichen, elendiglichen Täglichen-Brot-Gedanken, nicht auch, zur Erheiterung und Abwechſlung, ſich kleine, feine, reizende Bosheiten leiſten dürfen? Bedenke das. Bedenke, wie viele Sorgen ich habe, und

du wirſt generös genug ſein, mir zu erlauben, dich von Zeit zu Zeit ein wenig zu necken mit: „Du ſpalteſt jetzt hübſch Holz, verſtanden!“, ſowie ich etwa merke, daß du das Baden oder das Herumſtreifen in den Gaſſen im Sinne haſt. Väter haben auch ihre Schwächen, merke dir das.

Etwas ſehr Seltſames, in der Tat Frappierendes ſagſt du, indem du mir den Vorwurf machſt, daß ich ja ſelber Sonntagnachmittag, zum ſchwarzen Kaffee, die Schundromane leſe, die ich geruhe, dir, dem Sohn, wenn ich dich beim heimlichen Leſen und Verſchlingen ertappe, um den Kopf herumzuſchlagen. Doch du biſt im Unrecht, und dein Vorwurf iſt eine Weinerlichkeit. Ich werde fortfahren, dir die Romanlektüre zu verbieten, ſo gut, wie ich fortfahren zu dürfen meine, ſie mir perſönlich zu geſtatten. Sei taktvoll und mißgönne nicht ein Vergnügen einem Menſchen, der anfängt zu altern, deshalb, weil es Pflicht dieſes Menſchen iſt, den Genuß dieſes Vergnügens ſeinem Sohne zu verſagen.

Ich gebe nun im allgemeinen von Herzen gern zu, daß ich deine Erziehung ziemlich vernachläſſige, doch ich mache mir deswegen keine

Sorgen. Sei verſichert: Deinen Weg durch das Leben wirſt du ſchon finden, denn es gibt Dutzende Lebenswege, und jeder Lebensweg führt ohne alle Frage vor das eherne, erzene Tor der Unabänderlichkeit. Du wirſt mir erlauben, ein wenig mit dir zu philoſophieren. Werde ein Philoſoph, mein Junge, was ſagen will, bilde Tapferkeit in dir aus, und dann brauchſt du gar nicht ſo viel Erziehung, das Leben wird dich genügend erziehen, habe keine Bange. Sieh, wenn ich dich ein bißchen wild und unerzogen laſſe, ſo taugſt du um ſo viel beſſer für das Leben; ungebildet laſſe, ſo wird dich um ſo viel beſſer das ſpätere Leben bilden, ſtriegeln, glätten und plätten können; ungehobelt laſſe, ſo wirſt du dich um ſo beſſer eignen für die Zurechthobelung und Polierung durch eben das Leben, welches mit Vergnügen an den Menſchen herumhobelt. Die Welt, in welche du wirſt zu ſitzen und zu ſtehen kommen, wird Erzieher an dir ſein und dich gründlich erziehen. Auch dafür, alſo dafür, daß ich dich vernachläſſigt habe, wirſt du mir einſt danken. Bedenke, ich bitte dich, folgendes; und alsdann laſſe mich ausruhen vom Schreiben und dieſen väterlichen Brief beendigen.

Nimm an, ich hätte dich mustergültig erziehen lassen: mit was für einer furchtbaren Verantwortungslast auf Kopf und auf Rücken würdest du dann dastehen. Denn wisse: eine wirklich und in jeder Hinsicht gute, eine sogenannte glänzende Erziehung verpflichtet, sie verpflichtet den Empfänger zu ihr entsprechenden glänzenden Leistungen, sie verpflichtet auch zu der glänzenden Karriere. Sei du glücklich, mein Sohn, daß du wirst atmen dürfen, ohne immer nur an das Emporkommen denken zu müssen. Deine mangelhafte Erziehung verpflichtet dich nicht zu dem Gespenste, zu der Mustergültigkeit, zu dem fürchterlichen Müssen-in-jeder-Hinsicht-hervorragen. Frei wirst du sein. Ein Sohn der Natur, ein Sohn der Welt wirst du sein. Atmen und leben wirst du dürfen. Die da musterhaft sind, die leben nicht, und hiermit grüßt dich überaus herzlich, im Bewußtsein, daß er dir etwas Vernünftiges gesagt hat, dein

Vater.

Spazieren

Es ging einer ſpazieren. Er hätte in die Eiſenbahn ſteigen und in die Ferne reiſen können, doch er wollte nur in die Nähe wandern. Das Nahe kam ihm bedeutender vor als das bedeutende und wichtige Ferne. Demnach alſo kam ihm das Unbedeutende bedeutend vor. Das mag man ihm wohl gönnen. Er hieß Tobold, doch ob er nun ſo hieß oder anders, ſo beſaß er jedenfalls wenig Geld in der Taſche und luſtigen Mut im Herzen. So ging er hübſch langſam vorwärts, er war kein Freund übergroßer Schnelligkeit. Die Haſt verachtete er; mit dem ſtürmiſchen Eilen wäre er nur in ein Schwitzen gekommen. Wozu das, dachte er, und er marſchierte bedächtig, ſorgfältig, artig und mäßig. Die Schritte, die er machte, waren gemeſſen und wohlabgewogen, und das Tempo enthielt eine ſehenswerte Behaglichkeit, die Sonne brannte ſchön heiß, worüber ſich Tobold aufrichtig und ehrlich freute. Zwar hätte er auch Regen gerne hingenommen. Er würde dann einen Regenſchirm aufgeſpannt haben und ſäuberlich unter dem Regen marſchiert ſein. Er ſehnte ſich ſogar

ein bißchen nach Näſſe, aber da Sonne ſchien, war er mit Sonne einverſtanden. Er war nämlich einer, der faſt an nichts etwas auszuſetzen hatte. Nun nahm er ſeinen Hut vom Kopfe ab, um ihn in der Hand zu tragen. Der Hut war alt. Eine gewiſſe handwerksburſchenmäßige Abgeſchoſſenheit zeichnete den Hut ſichtlich aus. Es war ein ſchäbiger Hut, und dennoch behandelte ihn ſein Träger mit Hochachtung, und zwar deshalb, weil Erinnerungen am Hut hingen. Tobold vermochte ſich ſtets nur ſchwer von langgetragenen und abgeſchabten Sachen zu trennen. So zum Beiſpiel trug er jetzt zerriſſene Schuhe. Er hätte ein neues Paar Stiefel wohl kaufen können. So über und über arm war er denn doch nicht. Als gänzlich bettelarm wollen wir ihn nicht hinſtellen. Aber die Schuhe waren alt, ſie hingen voll Erinnerungen, mit ihnen war er ſchon viele Wege gegangen, und wie hatten die Schuhe bis dahin ſo treu ausgehalten. Tobold liebte alles Alte, alles Ge- und Verbrauchte, ja, er liebte ſogar bisweilen Verſchimmeltes. So zum Beiſpiel liebte er alte Leute, hübſch abgenutzte alte Menſchen. Kann man daraus Tobold einen berechtigten Vorwurf machen? Kaum!

denn es iſt ja ein hübſcher Zug von Pietät. Nicht wahr? Und ſo ſchrittwechſelte er denn ins herrliche liebe Blaue hinaus weiter. O wie blau war der Himmel, und wie ſchneeigweiß waren die Wolken. Wolken und Himmel immer wieder anzuſchauen war für Tobold ein Glück. Deshalb reiſte er ja ſo gern zu Fuß, weil der Fußgänger alles ſo ruhig und reich und frei betrachten kann, während der Eiſenbahnfahrer nirgends ſtehenbleiben und anhalten kann als gerade exakt nur auf den Bahnſtationen, wo meiſtens elegant befrackte Kellner fragen, ob ein Glas Bier gefällig ſei. Tobold verzichtete gern auf einige acht Gläſer Bier, wenn er nur frei ſein konnte und auf ſeinen Beinen gehen durfte, denn ſeine eigenen Beine freuten ihn, und das Gehen machte ihm ein ſtilles Vergnügen. Ein Kind ſagte ihm jetzt guten Tag, und Tobold ſagte ihm auch guten Tag, und ſo ging er, und er dachte noch lang an das liebe kleine Kind, das ihn ſo ſchön angeſchaut, ihn ſo reizend angelächelt, und ihm ſo freundlich guten Tag geſagt hatte.

Der Schäfer

Es liegt einer in der Sonne, nein, nicht ganz. Er liegt unter einem hohen Baum, die Beine und faulenzenden Füße an der Sonne und den Kopf, der ein träumeriſcher Kopf iſt, im Schatten. Er iſt ein Schäfer, der da halb in der Sonne und halb im Schatten liegt; ſeine Tiere weiden nicht fern von hier, er darf ſie ruhig ſich ſelber überlaſſen. So liegt er denn da und weiß nicht recht, an was er denken ſoll. Er darf an alles denken, und er braucht wieder an nichts zu denken. Bald denkt er an dies, bald an das, bald an jenes, bald wieder an etwas anderes. Die Gedanken kommen und gehen, tauchen vor dem Kopf auf und verſchwinden wieder; ſie ſammeln ſich und zerſtreuen ſich wieder, verbinden ſich zu einem großen Ganzen und löſen ſich wieder in kleine Teile auf. Der da liegt, hat Zeit zu denken, hat Zeit, gedankenlos und arbeitslos zu ſein. Arbeit mag ſchön ſein und nützlich, doch um wie viel, um wie viel ſchöner iſt es, nichts zu tun, den Tag zu verträumen und zu verfaulenzen, wie er, der da ſchläft unter dem hohen Baum. Schläft er? O, von Zeit zu Zeit, bil-

den wir uns ein, fallen ihm vor Trunkenheit und Müdigkeit, vor lauter Daſeinsluſt die Augen zu, die Sinne ſchwinden ihm, und er ſchlummert ein in die ſüße Bewußtloſigkeit. Schlafen iſt ſchön, aber wie ſchön iſt erſt wieder das leiſe liebe Erwachen, und ſo ſchläft er denn bald ein und bald erwacht er wieder, und ſo verfließt und vergeht und verweht ihm, den Winden ähnlich, die über den grünen Plan wegſtreichen, die Zauberin Zeit, vier Uhr, fünf Uhr, ſechs und ſieben Uhr, bis es allmählich Abend wird und goldenes angenehmes Dunkel vom Himmel zur Erde herabſchwebt. Schäfer, Schläfer, der du die Zeit verträumſt, biſt du glücklich? Ja, ganz gewiß, du biſt es, du biſt glücklich. Finſtere Gedanken kennſt du nicht, willſt du nicht kennen. Kommt dir je etwas Unholdes in den Sinn, ſo legſt du dich auf die andere Seite, oder du greifſt nach dem Inſtrument, das du ſtets bei dir haſt und machſt Muſik, und bald umgibt dich wieder ſonnenhelle Heiterkeit. Nun, ſo laſſen wir ihn denn liegen. Es braucht ſich niemand um ihn zu bekümmern. Macht er ſich doch auch ſelbſt keinen Kummer.

Die Einladung

Ich habe dir ein himmliſch ſchönes Plätzchen zu zeigen, Himmliſche. Der Ort liegt ganz im ſtillen, beſcheidenen, grünen Wald verborgen, wie ein Gedanke in einem Gedanken. Es iſt eine weiche, milde Schlucht, die von niemand beſucht wird. Sie liegt in den Bäumen ſo warm begraben, o ſo ſüß verſteckt, dort, bilde ich mir ein, möchte ich dich küſſen, mit innigen, ſanften, ſüßen und langen Küſſen, mit Küſſen, die alles Reden, ſelbſt das ſchönſte und beſte, verbieten. Der Ort, ſo zart und ſo abgelegen, wie er iſt, ſteht in keinem Reiſebuch als Sehenswürdigkeit verzeichnet. Ein kleiner, durch dichtes Gebüſch ſich windender Fußpfad führt zu der Schlucht, zu dem Wunderort, wo ich dir zeigen möchte, Wunderbare, wie ich dich liebe, wo ich dir zeigen möchte, Engel, wie ich dich vergöttere. Dort umſchlingt und umhalſt man ſich wie von ſelber, und wie von ſelber berühren ſich die Lippen. Du weißt noch nicht, wie ich küſſen kann. So komm an den Ort, wo nichts iſt als das liebliche Rauſchen der hohen Bäume, dort wirſt du es erfahren. Ich werde kein Wort reden, und auch du wirſt kein Wort reden, wir

werden beide ſchweigen, nur die Blätter werden leiſe flüſtern, und der ſüße Sonnenſchein wird durch das zierliche Geäſte brechen. O wie ſtill, wie ſtill wird es ſein, wenn wir uns küſſen, wie ſchön wird es ſein, wenn unſere Lippen liebesdurſtig und -hungrig aneinanderhängen, wie ſüß wird es ſein, wenn wir in der ſtillen, lieben Schlucht uns lieben. Wir wollen uns liebkoſen und küſſen in einem fort, bis der Abend kommt und mit ihm die ſilbern blitzenden Sterne und der Mond, der göttliche. Zu ſagen werden wir uns nichts haben, denn es ſoll alles nur ein Kuß, ein unaufhörlicher, ununterbrochener, ſtunden-ſtundenlanger entzückender Kuß ſein. Wer lieben will, will nicht mehr ſprechen, denn wer ſprechen will, will nicht mehr lieben. O komm an den heilig entrückten Ort der Tat, an den Ort der Ausübung, wo alles ſich verliert in Erfüllung, und wo alles ertrinkt und erſtirbt in Liebe. Die Vögel werden uns mit ihrem fröhlichen Geſang umzwitſchern und in der Nacht wird eine himmliſche Stille um uns ſein. Was man Welt nennt, wird hinter uns liegen, und gefangen gehalten von dem Entzücken, werden wir beide Kinder der Erde ſein und fühlen,

was Leben heißt, empfinden, was Daſein heißt. Wer nicht liebt, hat kein Daſein, iſt nicht da, iſt geſtorben. Wer Luſt zu lieben hat, ſteht von den Toten auf, und nur wer liebt, iſt lebendig.

Der nächtliche Aufstieg

Alles war mir so seltsam, so, als hätte ich es nie gesehen und sähe es zum erstenmal im Leben. Ich fuhr mit der Eisenbahn durch ein Gebirge. Es war Abend, und die Sonne war so schön. Die Berge kamen mir so groß vor, so gewaltig, und sie waren es auch. Durch Höhe und Tiefe wird ein Land reich und groß, es gewinnt an Raum. Verschwenderisch mutete mich die Bergnatur an mit den hochaufragenden Felsgebilden und mit den hochaufschießenden schönen dunklen Wäldern. Ich sah die schmalen Wege sich um die Berge schlängeln, so anmutig, so poesiereich. Der Himmel war klar und hoch, und auf den Wegen gingen Männer und Frauen. An den Halden standen so schön, so still die Häuser. Ein Gedicht schien mir das Ganze, ein altes herrliches Gedicht, ewig neu durch lebendiges Fortdauern. Dann wurde es dunkler. Bald schimmerten die Sterne in die tiefe schwarze Schlucht hinab, und ein glänzend weißer Mond trat an den Himmel. Schneeweiß war die Straße, die durch die Schluchten lief. Eine tiefe Freude bemächtigte sich meiner. Ich war

glücklich, daß ich in den Bergen war. Und die reine frische, kalte Luft. Wie herrlich war sie. Ich atmete sie mit Leidenschaft ein. So fuhr der Zug langsam weiter, und endlich stieg ich aus. Ich gab meine Sachen ab und schritt nun zu Fuß weiter, hinauf in die Berge. Es war so hell und zugleich so schwarz. Die Nacht war göttlich. Hohe Tannen ragten vor mir auf, Quellen hörte ich gurgeln und murmeln, das war eine so köstliche Melodie, ein so geheimnisvolles Sagen und Singen. Ich sang selber ein Lied in die Nacht hinein, während ich auf der hellen Straße immer höher stieg. Es kam ein Dorf, und dann ging es durch einen ganz finstern Wald. Ich stieß mit dem Fuß gegen Wurzeln und Steine, und da ich den geraden Weg verloren hatte, stieß ich oft auch den Wandererkopf an Bäume hart an. Ich mußte aber nur lachen darüber. O wie prächtig war dieser erste nächtliche Aufstieg. Alles so still. Es lag etwas Heiliges über allem. Der Anblick der schwarzen Tannen freute mich tief. Mitternacht war es, als ich oben im Hochtale vor dem kleinen dunklen Hause anlangte, im Fenster war Licht. Es wartete jemand auf mich. Wie ist das doch schön, in stiller rau-

ſchender Nacht in einer hochgelegenen Natur-einöde anzulangen, zu Fuß, gleich einem wild daherfahrenden Handwerksgeſellen und zu wiſ-ſen, daß man von jemand Liebem erwartet wird. Ich klopfte. Ein Hund fing an zu bellen, daß es weithin hallte. Ich hörte, daß jemand die Treppe eilig hinunter zu laufen kam. Die Tür wurde geöffnet. Jemand hielt mir die Lampe oder Laterne vor das Geſicht. Man erkannte mich, o das war ſchön, das war ſo ſchön — —

Die Landſchaft

Alles war ſo ſchaurig. Nirgends ein Himmel, und die Erde war naß. Ich ging, und indem ich ging, legte ich mir die Frage vor, ob es nicht beſſer ſei, mich umzudrehen und wieder heimzugehen. Aber ein unbeſtimmtes Etwas zog mich an, und ich verfolgte meinen Weg durch all die düſtere Verhängtheit weiter. Ich fand an der unendlichen Trauer, die hier ringsum herrſchte, Gefallen. Herz und Phantaſie gingen mir auf in dem Nebel, in dem Grau. Es war alles ſo grau. Ich blieb ſtehen, gebannt vom Schönen in dieſem Unſchönen, bezaubert von den Hoffnungen inmitten dieſer Hoffnungsloſigkeiten. Es ſchien mir, als ſei es mir fortan unmöglich, noch irgend etwas zu hoffen. Dann ſchien es mir wieder, als ſchlängle ſich ein ſüßes, unſagbar reizendes Glück durch die trauervolle Landſchaft, und ich glaubte Töne zu hören, aber es war alles ſtill. Noch ein anderer Menſch ſchritt durch das Gehölz, durch all dieſes ſchwermütige Schwarz. Seine vermummte Geſtalt war noch um etwas ſchwärzer als das Schwarz der Landſchaft. Wer war er, und was wollte er? Und

nun tauchten bald noch andere ſchwarze Geſtalten auf, aber keine der Geſtalten kümmerte ſich um die andere, jede ſchien genug mit ſich ſelbſt zu tun zu haben. Auch ich kümmerte mich nicht mehr, was dieſe Leute wollten und wohin ſie gehen mochten in der Finſternis, ſondern ich kümmerte mich um mich ſelbſt und zog hinaus in die eigene Unklarheit hinein, die mich mit naſſen, kalten Armen raſch umarmte und an ſich riß. O es kam mir vor, als ſei ich einſt ein König geweſen und müſſe nun als ein Bettler ziehen in die weite Welt, die da ſtrotzt von Unkenntnis, die da ſtrotzt von dicken und finſteren Gedanken- und Gefühlsloſigkeiten; es kam mir vor, als ſei es ewig nutzlos, gut zu ſein, und ewig unmöglich, redliche Abſichten zu tragen, und als ſei alles töricht und als ſeien wir alle nur kleine Kinder, zum voraus den Torheiten und Unmöglichkeiten überliefert. Dann gleich nachher war wieder alles, alles gut, und ich ging mit unausſprechlich freudiger Seele weiter durch die ſchöne fromme Dunkelheit.

Der Dichter

Der Morgentraum und der Abendtraum, das Licht und die Nacht; Mond, Sonne und Sterne. Das roſige Licht des Tages und das bleiche Licht der Nacht. Die Stunden und die Minuten; die Wochen und das ganze liebe Jahr. Vielmals ſchaute ich zum Mond empor wie zum heimlichen Freund meiner Seele. Die Sterne waren meine lieben Kameraden. Wenn in die blaſſe kalte Nebelwelt hinab die Sonne goldig ſchien, wie freute ich mich da. Die Natur war mein Garten, meine Leidenſchaft, meine Liebſte. Alles, was ich ſah, war mein eigen, der Wald und das Feld, die Bäume und die Wege. Wenn ich in den Himmel ſah, glich ich einem Prinzen. Aber das Schönſte war der Abend. Abende waren mir Märchen und die Nacht mit ihrer himmliſchen Finſternis war für mich ein Zauberſchloß voll von ſüßen und undurchdringlichen Geheimniſſen. Oft durchdrang die Nacht der ſeelenvolle Ton einer Handharfe, von irgendeinem armen Manne geſpielt. Da konnte ich lauſchen, lauſchen. Da war alles gut, gerecht und ſchön, und die Welt war voll unausſprechlicher Herrlichkeit und Hei-

terkeit. Aber ich war auch ohne Muſik heiter. Ich fühlte mich umgarnt von den Stunden. Ich redete mit ihnen, wie mit liebevollen Weſen und bildete mir ein, daß auch ſie mit mir ſprächen, ich ſchaute ſie an, wie wenn ſie ein Geſicht gehabt hätten, und hatte das Gefühl, als ob auch ſie mich ſtill betrachteten, wie mit einer ſeltſamen Art von freundlichen Augen. Oft kam ich mir wie im Meer ertrunken vor, ſo ſtill und geräuſchlos und lautlos lebte ich dahin. Ich pflegte einen vertraulichen Umgang mit allem, was kein Menſch merkt. Daran, an was zu denken kein Menſch ſich Mühe gibt, dachte ich tagelang. Doch war es ein ſüßes Denken, und nur ſelten beſuchte mich die Trauer. Mitunter ſprang es wie ein unſichtbarer übermütiger Tänzer zu mir in die abgelegene Stube hinein und reizte mich zu einem Lachen. Ich tat niemand weh, und auch mir tat niemand weh. Ich war ſo hübſch, ſo ſchön beiſeit.

Das Liebespaar

Sie und er gingen zuſammen ſpazieren. Allerlei reizende Gedanken kamen ihnen in den Kopf, doch jedes behielt hübſch für ſich, was es dachte. Der Tag war ſchön, wie ein Kind, das in der Wiege oder im Arm ſeiner Mutter liegt und lächelt. Die Welt war zuſammengeſetzt aus lauter Hellgrün und Hellblau und Hellgelb. Grün waren die Wieſen, blau war der Himmel, und gelb war das Kornfeld. Blau war wieder der Fluß, der ſich in der Ferne, zu des wohligen Hügels Füßen, durch die lichte, ſüße, warme Gegend ſchlängelte, welche, wie wir bereits angedeutet haben, einem Kinderlächeln an Schönheit und Lieblichkeit glich. Die beiden, die durch die Landſchaft gingen, ſchwiegen. Er hatte ihr etwas zu ſagen, und ſie, ſie fühlte es. Sie ging neben ihm her in der Erwartung deſſen, was er ihr ſagen ſollte. Längſt ſchon hatte er ihr ſagen wollen, was er jetzt willens war zu ſagen, und längſt ſchon hatte ſie gehofft, er werde ihr endlich einmal ſagen, was ihm, wie ſie ſah, auf den Lippen ſchwebte. Eine Liebeserklärung, eine ſtotternde, lag ihm auf

den Lippen, und ſie ſah das. Seine Augen und der Ton ſeiner Stimme hatten ihr längſt geſtanden, daß er ſie liebe. Sie fühlte, daß ſie reizend ſei für ihn, und indem ſie dies fühlte, umſtrickte ſie ihn immer noch mehr mit ihren Reizen, ohne es faſt zu wollen. Gibſt du einem Mädchen zu verſtehen, daß ſie ſchön ſei, ſo iſt ſie dadurch um ſo viel ſchöner, als du Verſtändnis zeigſt. Nie iſt eine Frau ſo reizend als dann, wenn ſie ſieht, daß ſie reizt. Alſo wurde denn die, die hier ging, nur immer reizender, je weniger ſie mehr zu fürchten brauchte, es gebreche ihr an der Kunſt und an der Kraft, ihn, der dicht neben ihr herging, zu feſſeln. Sie betrachtete ihn im geheimen bereits als ihren Gefangenen, und ſie fühlte, daß ſie für ihn der Zaubergarten ſei voll von verführeriſchen Düften, daß ſie für ihn das Netz ſei, in deſſen Wunderfäden er ſich verſtrickt hatte. Sie war ſein Meer, in deſſen Fluten er ertrunken war — ſie war das Geſetz, dem er gehorchte. Er legte jetzt, ſtatt irgend etwas zu ſagen, ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib, und damit war bereits alles getan, um die beiden in gleich hohem Maß oder Unmaß zu beglücken. Damit war alles geſagt, was er ihr

ſchon ſo lange hatte ſagen wollen und hatte ſagen ſollen, und alles geſtanden, was er Süßes um ihretwillen fühlte. Sie kamen nun in einen kleinen, aber wunderbaren Wald hinein, der ihnen wie ein Liebesort erſchien. Es war ſo ſtill, ſo grün, ſo dunkel im Wald wie in einer uralten Kirche. Der Waldboden glich einem grünen Teppich, einem grünen Bett. Kein Fürſtenſaal in alter und neuer Welt war je ſo ſchön wie dieſer liebe grüne Wald, der ſie wie mit weichen Märchenarmen umfing. Hier nun fing ein ſanftes, überinniges und über-überſüßes Küſſen an, als ſchnäbelten und liebkoſten ſich zwei Waldvögelchen in der Weltabgeſchiedenheit, verloren und verborgen in Verborgenheiten und Verlorenheiten. Bisher Stümper in der Liebe, war er mit einmal ein Meiſter geworden. Er erdrückte und erſtickte ſein Mädchen nicht mit Küſſen; er ſetzte nur Lippe an Lippe und beharrte ſo in einem langen, langen, himmliſchen Brennen, die Hand ganz zart an ihr Haar gedrückt. Es war nichts mehr da als der Wald und der Kuß, als die Stämme im Wald und die beiden glücklichen Menſchen, als die ununterbrochene Stille und der ununterbrochene ſüße, herrliche Kuß.

Der Mond

Geſtern war eine wunderbar ſchöne Mondnacht, ſo leiſe, ſo mild, ſo ſtill, als ſei die ganze Welt in ein dunkeles ſüßes Entzücken geſunken. Ich ging durch die Gaſſen und Gäßchen. Viele Menſchen waren auf den Beinen, als habe der Mondeszauber die Leute aus den Häuſern ins Freie hinausgezogen. Die Straßen ganz glatt und weich und hell im Mondlicht und alles ſo ſtill und ſo freundlich. Eine verhaltene Freude ſtrahlte durch alle Straßen, überdies war gerade, in dieſer ſchönen Nacht Weihnachtsmarkt und darum viel Leben in der Stadt. Ich ging durch ein enges Gartengäßchen, das ſich den Berg entlang ſchmiegt. Dort war der Zauber überwältigend. Es war wie ein Märchen, der felſige Boden klang unter den Tritten und Schritten. Langſam ging ich weiter. Bei jedem Schritt, den ich tat, blieb ich ſtehen, drehte mich um und ſchaute zum göttlich ſchönen ſanften Mond hinauf und zu den Tannen und uralten Stadttürmen. — Zwiſchen den aufwärts gebogenen, ärmelartigen Tannenäſten zitterten und ſchimmerten die Sterne, Liebesblicken ähnlich, hindurch. Bald

war ich oben am Berge, der ſich über der traulichen Stadt erhebt wie ein alter Rieſe. Eine in den weißen Felſen gehauene Treppe führte mich hinauf, und oben angekommen, ſchaute ich hinunter in die weiche, ſchleierhafte, milde Tiefe, die einer Traumerſcheinung glich. Ich ging noch weiter hinauf, durch den Wald, der ganz weiß war. Alles war weiß vom Mond, ſo bleich, ſo ſüß. Ich dachte an Vater und Mutter, und ein unnennbar zartes, weiblich-banges, zaghaftes Empfinden beſchlich mich. Ich wünſchte, daß ich ewig ſo in der Mondnacht ſtehen und alten lieben Gedanken mich überlaſſen könne, ewig ſo bleiben und in die Vergangenheit zurückdenken könne. Der dunkelhelle Himmel mit ſeinen weißlich-wolligen Wolken erſchien mir wie eine ſchöne, liebe, üppige Wieſe. Der Mond glich dem träumeriſchen Schäfer, das weiche Gewölk den Schäfchen, und die Sterne, die ab und zu daraus hervorblinzelten, waren wie die Blumen. Aus der Stadt herauf drang Muſik und Stimmenlärm. Unſagbar feierlich war mir zumute. Es kam mir vor, als ſei die ganze weitausgedehnte ſtille Nacht ein körperartiges Weſen, und der Mond ſei ſeine Seele. Lange blieb ich noch ſtehen.

Ein Nachmittag

Ich ging den ſonnigen Hang des langgeſtreckten, hohen Berges entlang auf einem hübſchen Weg unter niederhängenden Tannenzweigen, an vereinzelten Bauernhöfen vorbei, bis ich zu einem Schlößchen kam, in welchem ehedem ein adliger Sonderling wohnte. Oftmals ſchaute ich zu den hohen weißen Felſen hinauf. Der Tag war ſo mild, es war Ende Dezember. Eine feine, ſozuſagen ſorgſame, zarte Kälte vereinigte ſich mit der nachmittäglichen Sonnenwärme. In der Luft lag es wie etwas Süßes, die ganze waldige Gegend ſchien wie aus ſich ſelber heraus ſchön und wie für ſich ſelber ſtill-glücklich. Ich kam in das weite, breite, impoſante und behagliche Dorf. Die Häuſer ſahen aus, wie wenn ſie ſtolz auf ſich ſeien, ſo alt und ſo ſchön waren ſie. Frauen und ſpielende Kinder begegneten mir. Da in dem Dorf die Uhrmacherkunſt heimiſch iſt, ſo traf ich auch einen Uhrmacher an. Ich ſtieg zu der alten, zierlich-ehrwürdigen Kirche hinauf, die auf dicht mit dunkelgrünem Buchs beſetzter kühner Anhöhe, hart über dem Dorfe ſteht. Sinnend ſchaute ich mir die alten Gräber

mit ihren Inſchriften an. Die Kirchuhr zeigte halb fünf, es fing an, Abend zu werden. Da beeilte ich mich, den Berg hinaufzuſteigen. Oben auf der winterlichen Bergweide lag Schnee, der wunderbar glänzte, die Schneefläche ſo ſilbern, und unten in der Tiefe ſo abendſonnig-dunkel das weite, graugrüne Land, und in der Ferne das göttlich-ſchöne, kühne, zarte Hochgebirge. Es war mir, als wolle meine Seele in die Seele der Landſchaft, die ich da ſo groß vor mir ſah, hineintauchen. Ein Abendrot, wie ich es ſo ſchön und ſo reich noch nie glaubte geſehen zu haben, kam nun noch über die Welt und machte ſie zur bezaubernden Rätſelerſcheinung. Die Welt war ein Gedicht, und der Abend war ein Traum. Der kalte, glänzendweiße Silberſchnee und das glühende Rot befreundeten ſich miteinander, es war, als liebe der Abendhimmel den bleichen Freund, den Schnee, und ſinke in ein ſüßes, phantaſtiſches und überglückliches Erröten darüber. Schnee und Abendrot ſchienen ſich getraut zu haben, und es war, als küßten und liebkoſten ſie einander. Herrlich ſtanden auf der Winterweide die großen, kahlen Buchen, einſt ſo grün, ſo grün im vergangenen heißen Som-

mer. Ich kam ins Dorf, alles war verſchneit, es war ſchon dunkel geworden, eine Bauernfrau ſtand in der Dorfſtraße. Ich ging ins einſame Tal hinunter, es kam eine Kirche und ein zweites Dorf. Es war Nacht, und ein prächtiger, wunderſamer Sternenhimmel ſchimmerte auf die dunkle, liebe, ſtille Welt herab.

Die kleine Schneelandſchaft

Geſtern haben wir Schnee bekommen, und heute in der Morgenfrühe ging ich hinaus zur ſorgſamen und ruhigen Beſichtigung der Schneelandſchaft. Niedlich, wie ein artiges Kätzchen, das ſich geputzt hat, liegt jetzt das reiche, liebliche Land da. Jedes Kind, ſollte ich meinen, kann die Schönheit einer Schneelandſchaft im Herzen verſtehen, das feine ſaubere Weiß iſt ſo leicht verſtändlich, iſt ſo kindlich. Etwas Engelhaftes liegt jetzt über der Erde, und eine ſüße, reizvolle Unſchuld liegt weißlich und grünlich ausgebreitet da. Ich freute mich über meine Aufgabe, über das Amt, über die angenehme Pflicht, die mir vorſchrieb, ſorgfältig und aufmerkſam Notiz vom Schnee und ſeinen Reizen zu nehmen. Wunderbare Feinheit und Schönheit lag darin, daß das Gras ſo artig und mit ſo zarten Spitzen aus der Schneefläche herausſchaute. Ich ging wieder zu meinem alten unverwüſtlichen, gütigen Zauberer, zum Wald, und zum Wald wie im Traum wieder hinaus, und da lag es da, das Kinderland in ſeiner Kinderfarbe. Die Bäumchen und Bäume ſchienen einen graziöſen Tanz

auf dem weißen Felde aufzuführen, und die Häuſer hatten weiße Mützen, Kappen, Kopfbedeckungen oder Dächer. Es ſah ſo appetitlich, ſo lockig, ſo luſtig und ſo lieb aus, ganz wie das zarte, ſüße Kunſtwerk eines geſchickten Zuckerbäckers. Noch ein Morgenlicht leuchtete in einem Fenſter, und ein anmutig Haus ſtand in einiger Entfernung, das hatte Fenſter wie Augen, welche fröhlich und liſtig blinzelten. Das Haus war wie ein Geſicht, und die fünf grünen Fenſter waren wie ſeine Augen. Geh doch hin, lieber Leſer, noch ſteht das zauberiſche Landbild da, mit Schnee auf ſeinem lieblichen Antlitz. Man darf nur nie zu träge ſein und ſich vor ein paar hundert Schritten nicht fürchten, zeitig aus dem Faulenzerbett aufſtehen, ſich auf die Glieder ſtellen und nur ein wenig hinauswandern, ſo ſieht ſich das Auge ſatt, und das freiheitsbedürftige Herz kann aufatmen. Geh hin zu der artigen Schneelandſchaft, welche dich wie mit einem ſchönen freundſchaftlichen Munde anlächelt. Lächle auch du ſie an und grüße ſie von mir.

Das Mädchen

Vor einigen Tagen machte ich in einer anrüchigen Kneipe die Bekanntſchaft eines kühnen Profeſſors der ſchönen Künſte, der mich huldvoll einlud, ihn in ſeiner Schaffenswerkſtätte zu beſuchen, um die fertigen und werdenden Kunſtwerke zu beſichtigen. Doch was will das bedeuten im Vergleich mit dem Schulkind, das ich vor noch nicht ganz einer Stunde ſah, als ich vom leiſen, milden ſauberen Morgenſpaziergang behaglich heimkehrte. Die ſüße Kleine, ſie führte an ihrer Hand, gleich einer überzarten und überjungen Mutter, eine noch Kleinere, die wohl ihr Schweſterchen war. Göttlich mutete mich das lebendige, unſchuldige, liebe Menſchenbildnis an, und ich wünſchte allſogleich, daß ich doch ein tapferer und meiſterlicher Maler ſei, damit ich das reizende Mädchen abmalen könnte, friſch und wonnig nach der Natur. Still und unauffällig, damit ihr meine Bewunderung und meine Rührung verborgen bleibe, und damit ſie ja nichts merke von dem Entzücken, in welches ihre Erſcheinung mich verſetzte, ging ich hinter ihr her. Sie glich dem Wunder, das darum ſo wunder-

bar iſt, weil es ſich ſelbſt noch nie gelernt hat, hochzuſchätzen, und weil es lächelt in aller gütigen und kindlichen Beſcheidenheit. Zwei längliche zarte Zöpfchen hingen der Holden über Nacken und Rücken, und an jeden lieben, luſtigen Zopf war ein blaues Band zierlich gebunden. Himmliſch weich ging ſie dahin, und einmal drehte ſie das Köpfchen um, und da war es mir, als trete die Sonne aus dem grauen kalten Gewölk hervor, um die Erde mit ihren ſüßen Strahlen zu beglücken, ſo freundlich war das runde liebe Geſicht der kleinen Schönen. — Ihr Gang war wie eine herzumſtrickende, jugendlich-fröhliche Melodie. Mozartiſche Melodien können nicht ſchöner und friſcher tönen. Das Allerſüßeſte und »lieblichſte war, wie von ihren Kinderhöschen der ſchneeweiße Rand ein ganz klein wenig zum Vorſchein trat. O, ſolch ein Kind macht dich, wenn du es ſiehſt, zum edleren, willigeren, freundlicheren und beſſeren Menſchen; du lernſt wieder Gott für das ſegenüberſchüttete, bilderreiche Daſein danken; du biſt wieder ſo recht aus dem entzückten Herzen froh, darüber, daß du Menſch biſt unter Menſchen. Eine Straßenecke kam, da bog ich links ab, um nach Hauſe zu gehen.

Das Eiſenbahn-Abenteuer

Einmal machte ich eine Eiſenbahnfahrt, wobei ich ganz allein in einem Wagenabteil ſaß wie der gedankenreiche Eremit in ſeiner ſchweigſamen, weltabgelegenen Klauſe. Auf irgendeiner Station hielt der Zug an, die Türe wurde mit beamtenhafter Schroffheit aufgeriſſen, und zu mir hinein in das ſonderbare, auf Rädern geſtellte Zimmer ſtieg eine Frau. Es war mir nicht anders, als wenn der Sonnenſchein ins nächtlich-ſchwärzliche Kupee einſtiege, ſo hell mutete mich die liebe frauliche Erſcheinung an, die wie auf Beſuch zu mir kam. Freundlich ſagte ſie guten Abend. Wer als ich war glücklicher darüber? Der Zug ſetzte ſich alsbald wieder in Bewegung, und hinaus in die Nacht und ins unbekannte Land wurde die Kammer getragen, in welcher nun zwei Perſonen ſaßen, die ſich gegenſeitig freundlich anſchauten. Ein Lächeln ergab ein Wort und indes die Räder fleißig fort und fortraſſelten, hatte ich wie ein Schelm und Dieb die paſſende Gelegenheit wahrgenommen, ſaß ſchon an ihrer Seite und legte den Arm um ihre reizende Figur. Emſig arbeiteten die Räder, und Ge-

genden, die ich nicht kannte, flogen draußen in der ſtillen Mitternacht an uns beiden glücklichen Leuten vorüber. Emſig arbeitete ich mit meinen Lippen auf den ihrigen, die köſtlich waren, wie Lippen eines Kindes. Ein Kuß lockte den andern hervor, ein Kuß folgte auf den andern. Ich ließ mir bei dem ſüßen Geſchäft ſo recht Zeit, und da wurde ich zum Künſtler im Küſſen, zum Künſtler in der Liebkoſung. O wie die Liebe, die Süße lächelte mit dem ſchönen Mund und mit den ſchönen dunklen Augen, welche, indem ſie in die meinigen ſchauten, mich küßten. Paradieſesſlüſternheit lag auf ihren Lippen, und Paradieſesluſt glänzte ihr aus den Augen. Ich unterdeſſen hatte es ſo recht ſchön gelernt, wie man es anſtellen muß, um dem Kuß den höchſten Reiz abzugewinnen und ihm die tiefſte Wonne mitzugeben. Unter unſerem luſterfüllten Liebesgemach raſſelten immerfort die Räder, und der Zug ſauſte durch die Länder, und wir zwei hielten uns umſchlungen wie die Seligen in den überirdiſchen Gefilden, Wange an Wange gedrückt und Körper an Körper, als ſeien wir vorher zwei verſchiedene Gedanken geweſen, doch jetzt nur noch ein einziger. Wie beglückte

es mich, daß ſich das ſüße Geſchöpf durch das, was ich tat, glücklich fühlte. Ihren wonnigen Liebesdurſt zu ſtillen machte mich zum Glücklichſten der Sterblichen, machte mich zum Gott. Doch jetzt blieb der Eiſenbahnzug wieder ſtehen, die reizendſte der Frauen ſtieg aus, während ich weiterfahren mußte.

Die Stadt

Es war an einem ſonnigen Wintertag, als der Reiſende mit der Eiſenbahn in der Stadt anlangte. Eine einzige zuſammenhängende Freundlichkeit war die ganze Welt. Die Häuſer waren ſo hell, und der Himmel war ſo blau. Zwar war das Eſſen im Bahnhofsreſtaurant herzlich ſchlecht mit hartem Schafsbraten und liebloſem Gemüſe. Aber das Herz des Reiſenden war mit einer eigentümlichen Freude erfüllt. Er konnte es ſich ſelber nicht erklären. Die Bahnhofshalle war ſo groß, ſo licht, der arme alte Dienſtmann, der ihm den Koffer trug, war ſo dienſtfertig mit ſeinen alten Gliedmaßen und ſo artig mit ſeinem alten zerriebenen Geſicht. Alles war ſchön, alles, alles. Selbſt das Geldwechſeln am Schalter des Wechſelbureaus hatte einen eigenen undefinierbaren Zauber. Der Reiſende mußte nur immer über alle die wehmütig-warmen Erſcheinungen lächeln, und weil er alles, was er ſah, ſchön fand, fühlte er ſich auch wieder von allem angelächelt. Er hatte ſein Mittageſſen verzehrt, ſeinen ſchwarzen Kaffee mit Kirſchwaſſer ausgetrunken und ging jetzt mit eleganten, leichten,

ſcherzenden Schritten, ſo recht reiſendenmäßig, in die wundervolle uralte Stadt hinein, die da blendete im gelblich-hellen Mittagsſonnenlicht. Menſchen jeglichen Schlages, Mädchen, Knaben und erwachſene Leute gingen eilig an dem Gemächlichen und Vergnüglichen vorüber. Der Reiſende konnte ſich ſo recht Zeit nehmen. Die Leute aber mußten an ihre täglichen Arbeitsplätze eilen, daß es nur ſo an ihm vorüberglitt, wie deutliche und doch wieder undeutliche und unverſtändliche Geiſtererſcheinungen. Wie kam dem ſchauenden und denkenden Fremdling der Anblick des täglichen Lebens ſo rätſelhaft und fremdartig vor. Da kam er über eine hohe, breite, freie Brücke, unter welcher ein großer blauer Strom herrlich-tiefſinnig vorüberfloß. Er ſtand ſtill, es überwältigte ihn. Zu beiden Seiten des Stromes war die alte Stadt aufgebaut, graziös und kühn. Leichten, milden Schwunges ragten die Dächer in die helle heitere Luft. Es glich einer romantiſchen Muſik, einem unvergänglichen, reizenden Gedicht. Er ging langſamen, ſorgfältigen Schrittes weiter. Mit jedem neuen Schritt ward er aufmerkſam auf eine neue Schönheit. Alles kam ihm wie altbekannt vor, und doch war ihm

alles neu. Alles überraſchte ihn, und indem es das tat, beglückte es ihn. Auf hoher Plattform ſtand ein uralter wunderbarer Dom, der mit ſeinem dunkelroten Stein in der blauen Luft ſtand wie ein Held aus undenklich alten Zeiten. In der Sonne, auf den Fenſterbänken lagen wohlig ausgeſtreckt die Katzen, und alte Mütterchen ſchauten zu den Fenſtern hinaus, als ſeien die alten ſchönen Zeiten wieder lebendig geworden. O, es war ſo ſchön für den Reiſenden, daß er in der gaſſenreichen, halbdunklen, warmen Stadt ſo angenehm und leicht umherſpazieren konnte. Burgen und Kirchen und vornehme Patrizierhäuſer wechſelten mit dem Marktplatz und mit dem Rathaus ab. Mit einmal ſtand der Reiſende wieder im Freien, dann ſtand er wieder in einer ſtillen, feinen Vorſtadtſtraße, gelblich angehaucht vom ſüßen, lieben Winterlichte, dann ſchaute er an einem Wohnhaus hinauf, dann ging er wieder, dann fragte er einen Knaben nach dem Weg. Zuletzt ſtand er auf einer kleinen anmutigen, von einer Mauer eingefaßten, luftigen Anhöhe, und von hier aus konnte er die ganze Stadt ſo recht überblicken und aus dem befriedigten Herzen grüßen.

Das Veilchen

Es war ein dunkler, warmer Märzabend, als ich durch das reizende, gartenreiche Villenviertel ging. Vielerlei Menſchenaugen hatten mich ſchon geſtreift. Es war mir, als ſchauten die Augen mich tiefer und ernſter an als ſonſt, und auch ich ſchaute den vorübergehenden Menſchen ernſter und länger in die Augen. Vielleicht iſt es der beginnende Frühling mit der wohllüſtigen warmen Luft, der in die Augen einen höheren Glanz legt und in die Menſchenſeelen einen alten und neuen Zauber. Frauen nehmen ſich in der Frühlings- und Vorfrühlingsluft mit den weichen Brüſten, die ſie tragen, und von denen ſie gehoben und getragen werden, wunderbar aus. Die Gartenſtraße war ſchwärzlich, aber ſehr ſauber und weich. Es kam mir vor, und ich wollte mir einbilden, ich gehe auf einem weichen, koſtbaren Teppich. Voll Melodien ſchien die Atmoſphäre. Aus der dunklen geheimnisvollen Gartenerde ſtreckten ſchon die erſten Blumen ihre blauen und gelben und roten Köpfchen ſchüchtern hervor. Es duftete, und ich wußte nicht recht nach was. Es ſchwebte ein ſtilles, an-

genehmes Fragen durch die ſüße, dunkle, weiche Luft. Ich ging ſo, und indem ich ging, ſchmeichelte ſich ein zartes unbeſtimmtes Glücksgefühl in mein Herz hinein. Mir war zumute, als gehe ich durch einen herrlichen, lieben und uralten Park, da kam eine ſchöne, junge, zarte Frau auf mich zu, violett gekleidet. Anmutig war ihr Gang und edel ihre Haltung, und wie ſie näher kam, ſchaute ſie mich mit rehartigbraunen Augen ſeltſam ſcheu an. Auch ich ſchaute ſie an, und als ſie weiter gegangen war, drehte ich mich nach ihr um, denn ich konnte der Luſt und dem hinreißenden Verlangen, ſie noch einmal, wenn auch nur im Rücken, zu ſehen, nicht widerſtehen. Wie eine Phantaſieerſcheinung glitt die reizende Geſtalt mehr und mehr in die Ferne. Ein Weh durchſchnitt mir die Seele. „Warum muß ſie davongehen?“ ſagte ich mir. Ich ſchaute ihr nach, bis ſie im zunehmenden Abenddunkel verſchwand und wie ein ſüßer, überſüßer Duft verduftete. Da träumte ich vor mich hin, es ſei mir ein großes, frauenförmiges Veilchen begegnet mit braunen Augen, und das Veilchen ſei nun verſchwunden. Die Laternen indeſſen waren ſchon angezündet und ſtrahlten rötlich-gelb in den blaſ-

ſen Abend. Ich ging in mein Zimmer, zündete die Lampe an, ſetzte mich an meinen altertümlichen Schreibtiſch und verſank in Gedanken.

Die Kapelle

In der Großſtadt, mitten in dem unabſehbaren Meer von gleichförmigen Häuſern findet ſich in einem finſteren Hof eine Art von Kapelle, in welcher allerlei Leute aus den niederen Ständen zum freundlichen Gottesdienſt zuſammenkommen. Auch ich war einmal in der Verſammlung. Ein drolliges, munteres Dienſtmädchen, dem ich gut war, hatte mich eingeladen, mitzukommen, und ich bereute nicht, daß ich mit ihr gegangen war. Ehrbare Bürger, die mehr an die Hoheit des Geldes als an die Hoheit und Herrlichkeit Gottes glauben, hängen den armen, ſchlichten Leuten, die in die beſcheidenen Verſammlungen gehen, gern dieſen oder jenen Spottnamen an, und verſuchen lächerlich zu machen, was den gläubigen und unſchuldigen Seelen heilig iſt. Auch ich alſo ging eines Abends, da ſchon in den dunklen Straßen die Lichter brannten, zu den Kindern in die Verſammlung. Ich will gern die Leute, die noch an einen Gott glauben, Kinder nennen. Kinder ſind mitunter geiſtreicher als die Erwachſenen, und die Unklugen ſind mitunter klüger als die Klugen. Gewiß! es kam auch

mich ein Anflug ſpöttiſchen Lächelns an, als ich eintrat in das kindlich-fromme Lokal, deſſen Wände weiß waren wie die zierloſe, ſchmuckloſe Unſchuld ſelber. Ich ſetzte mich jedoch ſtill nieder, und alsbald fingen die Leute, Männer wie Frauen, an zu ſingen wie aus einem einzigen frohmütigen Munde zum Lobe Gottes. Engel ſchienen zu ſingen, nicht ſchlichte, ſchlechte Menſchen. Von dem ſüßen jungen, blühenden Glauben getragen, hallte der Geſang, gleich einem feinen Duft, der die Eigenſchaft hat, zu tönen, hin und her und verhallte an den Wänden. Ich ſchaute mit eigentümlichen Empfindungen, ganz bezaubert von den Tönen, zur Decke des Saales hinauf, welche blau war, wie ein milder träumeriſcher Himmel. Weiße Sterne waren in den hellblauen Grund hineingezeichnet, und die Sterne ſchienen zu lächeln vom göttlichen Himmel hinab auf die jubilierende Verſammlung. Eine heitere Kraft lag in dem Geſang, und der Geſang ſelber war ein ſonderbares, leichtes, liebes Weſen, welches auf geiſtergleiche Weiſe lebte. Die, die ſangen, ſchienen ſich zu freuen über den Geſang, doch ſchienen ſie nicht zu ahnen, wie die Töne ſich von ihnen ſonderten und ihr

eigenes Leben in der Luft des Saales lebten. Es klang, als werde es geboren und lebe eine kurze Weile und müſſe alsdann ſterben. Aber es fing von Neuem wieder an zu tönen und ſich am ſterblich-ſchönen Daſein zu erfreuen. Ruhig und liebevoll glitzerten und ſchimmerten die goldenhellen Kerzenlichter hinab in das Singen, das einem Himmel glich an Keuſchheit und Schönheit, und als ſie mit dem Geſang innehielten, mußten ſie lächeln, die lieben guten Leute, wie kleine Kinder, die ihre Aufgabe vollendet haben und ſich nun darüber freuen. Nach einer Weile war der Gottesdienſt beendet, und ebenſo ſtill, wie ſie die Kapelle aufgeſucht hatten, verließen die Leute ſie wieder.

Der Tänzer

Ich ſah einſt im Theater einen Tänzer, der mir und vielen anderen Leuten, die ihn ebenfalls ſahen, einen tiefen Eindruck machte. Er verſpottete den Boden mit ſeinen Beinen, ſo wenig Schwere kannte er, und ſo leicht ſchritt er dahin. Eine graziöſe Muſik ſpielte zu ſeinem Tanz, und wir alle, die im Theater ſaßen, dachten darüber nach, was wohl ſchöner und ſüßer könne genannt werden, die leichtfertigen lieblichen Töne oder das Spiel von des lieben, ſchönen Tänzers Beinen. Er hüpfte daher wie ein artiges ſprungfertiges, wohlerzogenes Hündchen, welches, indem es übermütig umherſpringt, Rührung und Sympathie erweckt. Gleich dem Wieſel im Walde lief er über die Bühne, und wie der ausgelaſſene Wind tauchte er auf und verſchwand er. — Solcherlei Luſtigkeit ſchien keiner von allen denen, die im Theater ſaßen, je geſehen oder für möglich gehalten zu haben. Der Tanz wirkte wie ein Märchen aus unſchuldigen, alten Zeiten, wo die Menſchen, mit Kraft und Geſundheit ausgeſtattet, Kinder waren, die miteinander in königlicher Freiheit ſpielten. Der Tänzer ſelber wirkte wie ein

Wunderkind aus wunderbaren Sphären. Wie ein Engel flog er durch die Luft, die er mit ſeiner Schönheit zu verſilbern, zu vergolden und zu verherrlichen ſchien. Es war, als liebe die Luft ihren Liebling, den göttlichen Tänzer. Wenn er aus der Luft niederſchwebte, ſo war es weniger ein Fallen als ein Fliegen, ähnlich wie ein großer Vogel fliegt, der nicht fallen kann, und wenn er den Boden wieder mit ſeinen leichten Füßen berührte, ſo ſetzte er auch ſogleich wieder zu neuen kühnen Schritten und Sprüngen an, als ſei es ihm unmöglich, je mit Tanzen und Schweben aufzuhören, als wolle, als ſolle und als müſſe er unaufhörlich weitertanzen. Indem er tanzte, machte er den ſchönſten Eindruck, den ein junger Tänzer zu machen vermag, nämlich den, daß er glücklich ſei im Tanze. Er war ſelig durch die Ausübung ſeines Berufes. Hier machte einmal die gewohnte tägliche Arbeit einen Menſchen ſelig — aber es war ja nicht Arbeit, oder aber er bewältigte ſie ſpielend, gleich, als ſcherze und tändele er mit den Schwierigkeiten, und ſo, als küſſe er die Hinderniſſe, derart, daß ſie ihn lieb gewinnen und ihn wieder küſſen mußten. Einem heiteren, über und über in Anmut

getauchten Königssohne aus dem goldenen Zeitalter glich er, und alle Sorgen und Bekümmernisse, alle unschönen Gedanken schwanden denen dahin, die ihn anschauten. Ihn anschauen hieß ihn gleich auch schon lieben und verehren und bewundern. Ihn seine Kunst ausüben sehen, hieß für ihn schwärmen. Wer ihn gesehen hatte, träumte und phantasierte noch lang nachher von ihm.

Die Sonate

Angenehme Wehmut — Schmerz, der den Stolz nicht kränkt. Freude über ſolcherlei Schmerz. Ein leichter, gefälliger Gram. Selige Erinnerungen. Die Erinnerungen üppig wie eine blühende Wieſe. Leiſes, wehmutreiches Andenken. Jetzt eine Schar von Vorwürfen, die er ſich ſelber macht. Nur die Vorwürfe, die man ſich ſelber macht, ſind ſchöne. Die andern ſoll man und will man vergeſſen. Man hat zuletzt niemandem als nur ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen. O, daß doch alle, alle Menſchen nur allein ſich ſelbſt und ſonſt niemandem etwas vorwerfen wollten. Reue? Ja, Reue! Reue iſt ſüß und tönereich. Die Reue iſt ein Weltreich, unendlich und unermeßlich an Ausdehnung. Aber die Reue iſt etwas Zartes. Kaum vernimmt man ſie. Freude über die Reue. Ein edles Herz freut ſich über eine edle Empfindung. Dann will ich auch etwas von Hoffnungsloſigkeit dabei haben. Engel ſind ohne Hoffnung, haben Hoffnung nicht nötig. Hofft ein Engel? Nein. Engel ſind über alle, alle Hoffnungen erhaben. Etwas Engelgleiches ſoll in der Sonate tönen, die ich im Sinne habe.

Doch ſoll auch Hoffnung wieder dazwiſchen klingen, wie wenn jemand ganz, ganz arm und verlaſſen iſt und dennoch immer, immer wieder hofft, gleichſam wie aus lieber, alter kindlicher Gewohnheit. Jetzt wieder Freude, und zwar Freude über jemandes andern Freude. Reine Kindlichkeit, reines glückliches Mitempfinden. Selig ſein im Gedanken, daß jemand anders es iſt. Iſt nicht die Muſik ſelber ſo? Iſt nicht die Muſik ſelber ſelig, darüber, daß ſie Herrlichkeit, Heiterkeit und Seligkeit verbreitet? Dann und ſo kommt eine unſagbare perlende Verzagtheit. Stilles, ſüßes Weinen. Auflöſung in eine göttlich ſchöne Schwäche. Ein Weinen über ſich ſelber und über alles, was da iſt und je da war. Nicht ein Entſetzen, nicht ein Grauen. Die Sonate hier verbietet derlei Heftigkeiten. Sanft wie ein leicht betrübter blauer Himmel will und ſoll ſie tönen. Ihre Farbe iſt das matte Edelweiß der Perle, und ihr Ton iſt das Entſchuldigen. Es gibt keine Schuld, weil es zu viel gibt, es gibt keinen Schmerz, weil er zu groß, zu gewaltig iſt für das Verſtändnis. Weil es zu viel Enttäuſchungen gibt, gibt es keine, ſoll es mit ein — einmal keine geben, keine mehr, keine mehr

geben. Ah, dergleichen und ähnliches ſoll ſich in der Sonate, von welcher ich träume, widerſpiegeln, und ein junges ſchönes Mädchen, welches ſich mit Leichtigkeit einzubilden vermag, ſie ſei ein Engel, ſoll ſie ſpielen. Ein Engel muß die engelgleiche Sonate ſpielen, und es muß herniedertönen aus dem Himmel des Spieles wie himmliſcher Troſt, wie himmelreichähnliches Behagen, denn eine reizende Behaglichkeit, eine tiefſinnige Vergnügtheit denke ich dem Werke einzugeben. Schmerz und Freude ſind wie Freund und Freundin, die ſich umhalſen, umarmen und küſſen. Luſt und Weh ſind wie Bruder und Schweſter, die ſich geſchwiſterlich lieben. Das liebliche ſonnige Entzücken iſt die Braut, und der Kummer, der ſich ihr ins Herz ſchleicht, iſt der Bräutigam. Genugtuung und Enttäuſchung ſind unzertrennlich.

Das Gebirge

Ich mußte mich an die Stille erſt gewöhnen, auch an die rauhe Bergluft. Alles atmete Einſamkeit und Reinheit, alles war Ruhe, Stille und Größe. Im Anfang meines Aufenthaltes ſchneite es noch. Es ſchneite noch manchmal auf die ausgedehnten Weiden und auf die vielen ſchönen Tannen herab, aber nach und nach wurde es wärmer. Auch in die Berge kam der ſüße Knabe Frühling und beglückte das Land mit ſeinem ſchönen, glücklichen Lächeln. Die blauen und gelben Blumen ſproſſen aus der Erde hervor, und der Felſen bekam ein milderes, weißeres, weicheres Ausſehen. Des Nachts hörte ich in all der wunderſamen tiefen Stille nur das ruhige, leiſe Plätſchern eines Brunnens. Einſam ſtand im Schwarz der Nacht als noch ſchwärzerer Fleck das Wirtshaus da. Ein einzelnes Fenſter etwa war erleuchtet. Ich las viel. Bei ſchlechtem Wetter ſaß ich in der kleinen, heimeligen, reinlichen Stube und beſchäftigte mich mit dem Ordnen und Zerlegen von allerlei Gedanken. Ich war ein rechter Müßiggänger. Eine alte ruinenhafte Kloſterkirche war in der Nähe.

Doch ich ſchenkte dem Gebäude längſt ſchon keine Aufmerkſamkeit mehr. Ich war in der Gegend kein Fremder mehr. Mich lockte es, immer wieder zu den Tannen, dieſen Königinnen, zu gehen und bewundernd an ihnen emporzuſchauen. Ich ſtaunte immer wieder von neuem über ihre Zierlichkeit, Pracht und Schönheit, über die Hoheit, deren Abbild ſie ſind, und über den Edelſinn, den ſie verkörpern. Wohin ich ſchaute, überall waren Tannen; in der Ferne und in der Nähe, unten in der Schlucht und oben auf dem Rücken der Berge. Die Berge wurden immer grüner und ſchöner, und es war ſüß für mich, im hellen warmen Sonnenſchein über ihre weichen, milden und üppigen Weiden zu gehen, auf denen jetzt die lieben treuen Tiere friedlich und wonnig weideten. Pferde und Kühe ſtanden oder lagen, zu ſchönen Gruppen vereinigt, unter den prächtigen, langäſtigen Tannen. Die Blumen dufteten, alles war ein Summen, ein Singen, ein Sinnen und ein Ruhen. Die ganze Bergnatur ſchien ein glückliches, liebes, fröhliches Kind zu ſein, und ich ging jeden Tag, am Vor- oder am Nachmittag, zu dieſem Kinde hin und ſchaute ihm in die glänzend-unſchuldigen Au-

gen. Mir war, als werde ich ſelber dadurch mit jedem Tag ſchöner. Muß mich nicht die Betrachtung und der ſorgfältige Genuß von etwas Edlem und Schönem ſchön und edel machen? Ich bildete mir ſolcherlei jedenfalls ein und ging in der Gegend herum wie ein Träumer und Dichter. Die holde Dichterin Natur dichtete immer größere und ſchönere Gedichte; indem ich ſo ſtand oder ſtill davonging, war es mir, als ſpaziere und luſtwandele ich in einem Gedicht, in einem tiefen, ſonnenhellen, grünen und goldenen Traum herum, und ich war glücklich. Es war kein Geräuſch, das nicht anmutig klang, alles war ein Klingen, ein Tönen, bald ein nahes, bald wieder ein entferntes, ich konnte nur horchen, es genießen und mit meinem Ohr es trinken. Ein paarmal machte ich weitere Ausflüge, meiſtens aber blieb ich in inniger ſanfter Nähe warm daliegen, bezaubert vom blauen Himmel und gebannt von der himmliſch-ſchönen, weißen Götterlandſchaft, die mich wie mit großen weichen Götterarmen zu ſich zog. Alle Begierden, weiter in die lichte Ferne zu wandern, ſtarben an dem Entzücken und am Genuß, die die Nähe mich empfinden ließ mit ihrem beſeligen-

den Tönen. Von allen Weiden tönten die Glocken, die die Tiere am Halſe leiſe ſchüttelten beim ſanften Graſen. Tag und Nacht tönte es und duftete es. Ich habe einen ſolchen Frieden nie geſehen, und ich werde ihn nie wieder ſo ſehen. Eines Tages reiſte ich ab. O wie oft, wie oft drehte ich mich beim Weggehen um, damit ich all das Schöne, das ich nun verließ, noch einmal ſähe, die heiteren Berge, die lieben roten Dächer zwiſchen den edlen Tannen, den ſtolzen Felſen, das ganze reizende Gebirge.

Der Traum

Ich habe einen traurigen, freudloſen Traum gehabt in der vergangenen Nacht. Wohl ſechsmal erwachte ich davon, aber immer wieder, ſo, als ſollte ich ſtets von neuem geprüft werden, fiel ich hinunter in die Gewalt der düſteren Einbildungen, in die Macht des fieberartigen Traumes. Mir träumte, daß ich in eine Art von Anſtalt und Inſtitut hineingekommen ſei, in einen Sonderbund, in eine verriegelte, unnatürliche Abſonderung, welche von höchſt kalten und höchſt eigentümlichen Verordnungen regiert wurde. Elend war mir zumute, und eiskalter Schauder rieſelte mir durch die entſetzte, angſterfüllte Seele, die ſich vergeblich ſehnte, ein Verſtändnis zu finden. Alles war mir unverſtändlich, doch das Grauſamſte war, daß ſie nur über die Ratloſigkeit und Hilfloſigkeit lächelten, in der ſie mich ſahen. Nach allen Seiten ſchaute ich mich mit flehenden Augen um, damit ich ein freundliches Auge ſähe, doch ich ſah nur den offenen mitleidloſen Hohn mich mit ſeinen Blicken meſſen. Alle, die da waren, muſterten mich auf ſo ſonderbare Weiſe, auf ſo rätſelhafte Weiſe. Meine

Angſt vor der ringzum herrſchenden Ordnung, deren Weſen mich mit Grauen erfüllte, wurde von Minute zu Minute größer, und mit ihr vergrößerte ſich die Unfähigkeit, die ich offenbarte, mich in die ſellſamen, abſonderlichen Verhältniſſe zu ſchicken. Deutlich erinnere ich mich, wie ich bald zu dieſem, bald zu jenem Beamten in kummervoller, bittender Tonart ſagte, daß ich „alles das“, ſo drückte ich mich in der höchſten Herzbeklemmung aus, ja ganz und gar nicht verſtehe, und daß man mich doch lieber hinaus in die Welt ziehen laſſen wolle, damit ich meinen Mut und meinen angeborenen Geiſt wiederfände. Doch ſtatt mir zu antworten, zuckten ſie nur die Achſeln, liefen hin und her, zeigten ſich ſehr in Anſpruch genommen, gaben mir zu verſtehen, daß ſie keine Zeit hätten, ſich näher mit mir und mit meinem Unglück zu beſchäftigen, und ließen mich in all der unausſprechlichen, fürchterlichen Beſtürzung ſtehen. Augenſcheinlich paßte, paßte ich gar nicht zu ihnen. Warum denn nun war ich zu ihnen hineingekommen in dieſe enge und kalte Umgrenzung? Durch viele Zimmer und Nebenzimmer taſtete ich mich; ich ſchwankte hin und her wie ein Verlorener. Mir war, als ſei ich

im Begriff, in dem Meer der Befremdung zu ertrinken. Freundſchaft, Liebe und Wärme waren verwandelt in Haß, Verrat und Tücke, und das Mitempfinden ſchien geſtorben ſeit tauſend Jahren oder ſchien in unendliche Entfernungen geſtoßen. Eine Klage wagte ich nicht zu äußern. Ich hatte zu keinem, zu keinem dieſer unverſtändlichen Menſchen ein Vertrauen. Jeder hatte ſeine ſtrenge, enge, ſtumpfe, wohlabgemeſſene Beſchäftigung, und darüber hinaus ſtierte er wie in eine grenzenloſe Leere. Ohne Erbarmen mit ſich ſelber kannten ſie auch kein Erbarmen mit einem andern. Tot, wie ſie waren, ſetzten ſie nur Tote voraus. Endlich erwachte ich aus all dem Hoffnungsloſen. O wie freute ich mich, daß es nur ein Traum war.

Der Jagdhund

Auf meinen kleinen, ich muß und darf ſagen, winzig kleinen Wanderungen ſehe ich allerlei Hunde, und ich habe die drolligen vierfüßigen Burſchen ſchon ordentlich liebgewonnen. Da iſt vornehmlich der Karrenhund, den die Metzger und Milchhändler an ihre Handwagen ſpannen. Er iſt ein prächtiger, pflichtbewußter Kerl, und ich achte ihn ganz außerordentlich. Längſt ſchon hatte ich immer im Sinn, einmal ein Wort über ihn zu ſagen. Er verdient Anerkennung in jeder Hinſicht, und wer ſich die Mühe nimmt, ihn aufmerkſam zu beobachten, wie er ſo ganz und gar der Eifer und die Treue ſelber iſt, wie er ſeinen Zweck und ſeine Beſtimmung ſo ſchön verſteht und aufgeht in der Aufgabe, die er zu erledigen hat, der wird nicht anders können als ihn loben. Freudig, ja oft ſogar feurig und ſtürmiſch zieht er den Wagen vorwärts, und wenn er ſo recht arbeiten, ziehen und ſeine Kraft anſtrengen kann, läßt er ein kräftiges, fröhliches Gebell vernehmen, daß man deutlich hört und ſieht, wie ihm der Dienſt Vergnügen macht. Heute früh auf meinem Rundgang ſah ich einen Hund

ſich mit wahrer Wonne im friſchen Schnee hin- und herwälzen, was einen Anblick gewährte, der ſich meinem Kopfe einprägte. Reizend ſpielen oft große ſtarke Hunde mit ganz kleinen Kindern, und überaus ſehenswert iſt es, wie der kraftvolle Kerl ſich da dem zarten Kinde ſo hübſch, ſo gefällig anpaßt und auf die kleinſte und feinſte Bewegung ſorgfältig acht gibt, die das Kind beliebt auszuführen. An Aufmerkſamkeit iſt der Hund ein König, und ſein treues ehrliches Verſtändnis leuchtet ihm überraſchend ſchön aus den Augen. In unſerer Stadt gibt es viele Hunde, und daß ſie gut gehalten und gut behandelt werden, ſieht man ihnen an. Beinahe ſchrecklich in ihrem wütenden Eifer ſind Jagdhunde. Ich ſaß einmal vergangenen Sommer im ſtillen tiefgrünen Wald auf einem Stein. Ringsum wunderſames, zartes, dichteriſches Schweigen. Mit einmal raſt die kläglich, jämmerliche Jagd daher. Ein armer Haſe ſpringt durch die Waldesſtille, und hinter ihm her, mit zornigem Geheul, welches die Stille jäh unterbricht, rennt der Hund mit ungeſtümen Sätzen, der glühende, eingefleiſchte Verfolger, entſetzlich hingegeben ſeiner grauſamen Aufgabe. Er kriegte aber den Haſen nicht, denn

ſpäter ſprang er wieder an mir vorbei, jetzt, ſo, wie wenn er verwundet worden wäre, Jammerlaute ausſtoßend. Er hatte ſein Ziel nicht erreicht, das leidenſchaftlich ins Auge gefaßte Ziel, und gab ſich jetzt dem Schmerze hin. Er war ganz Trauer, ganz tödliche Enttäuſchung.

Der Vater

Wenn ich durch das feine, elegante, franzöſiſche Neuquartier ſpaziere, deſſen Häuſer einen zierlichen Geſchmack verraten, gelange ich, dicht neben der Hauptpoſt vorbei, und manch ein altes, edles, gartenumſäumtes Herrenhaus ſtreifend, welches in ſeinem Parke liegt, wie das ſtille, köſtliche Kleinod in ſeiner Umfaſſung, langſam in die trauliche, träumeriſche Altſtadt, die mich jedesmal, wenn ich ſie ſehe, wie ein reizendes und höchſt nachdenkliches Denkmal aus der Vergangenheit anmutet. Still und ſpitz und tiefſinnig, freundlich lächelnden Greiſeserſcheinungen ähnlich, ragen dort die alten Türme in die Luft empor, und wenn ich, den ehemaligen Feſtungsgraben entlang, noch ein paar Schritte weitergehe, ſo ſtehe ich vor einem ſeltſamen, niedrigen, großdachigen Haus, zu welchem, wie ich ſehe, ein kleiner, hübſcher, tiefgelegener Garten gehört. In dem Hauſe wohnen eine alte Frau und zwei alte Männer, und einer der beiden behaglichen Alten iſt mein Vater, den ich von Zeit zu Zeit, etwa nach dem Abendeſſen, beſuche, um mit ihm zu plaudern, der gerne ein

Geſpräch über die Stadt und ihre Bewohner führt. Hier alſo, inmitten alter, phantaſtiſch hoher Dächer und wunderbarer Türme, im Bereiche deſſen, was die Zeiten hartnäckig und ſtandhaft überdauert hat, wohnt er, der alte Mann mit ſeinen ſchneeweißen Haaren, der noch jeden Morgen beizeiten aufſteht und ſeine kleinen idylliſchen Geſchäfte immer noch beſorgt mit faſt jugendlichem Eifer. Alte Leute und altertümliche Wohnungen paſſen vortrefflich zuſammen, und es ſtimmt mich fröhlich, zu wiſſen, daß er ſo gut hauſt und wohnt, der alte Mann, der mir ſo nahe ſteht, dem ich ſo nahe ſtehe. Alles iſt dort alt, die Gärten und ihre hohen prächtigen Tannen, das ſteinerne Gewölbe und der liebe ſtolze Berg mit ſeinem harten treuen Felſen. Gegenwärtig liegt Schnee auf den Dächern, Türmen und Tannen, und auch in meines alten Vaters Garten liegt er, wo im ſüßen, warmen, goldenen Sommer die heiße Sonne ihre Gewalt entfaltete und die ſanften Flammen, die Roſen, blühten. Gerade ſehr viel gehe ich nicht zum alten Manne. Es ſoll meinem Gefühl nach eine zarte Scheu ſein zwiſchen Sohn und Vater, und dann habe ich am erſten Tage ſchon gemerkt, daß er der

erklärte treue Freund gewiſſer ſtrikter wunderlicher Gewohnheiten iſt, und in ſeinen lieben, guten, eingeſeſſenen Gewohnheiten mag, ſoll und will ich ihn nicht ſtören. Süße zarte Roſen im kleinen grünen Garten und ſchneeiges Weiß auf dem alten Kopfe. Welt, wie biſt du wunderbar, wie biſt du ſo leicht und doch ſo ſchwer verſtändlich. Ewiges reizendes Geheimnis! Faſt noch lieber als zu ihm hineinzutreten und ihn zu ſehen iſt mir das bloße Draußenſtehenbleiben vor ſeinem ſchönen beſcheidenen Haus und dann ſo das Denkendürfen, daß er nun ruhig und behaglich drinnen ſei, in der kleinen Küche beim ſtillen friedlichen Abendbrot oder im lieblichen, länglichen Wohn- und Schreibzimmer, ſeine Zeitung leſend. Das tut mir wohl bis hinein in die Seele. Einmal ſtand ich auch ſo da und ſchaute zu des Vaters rötlichem Fenſter hinauf, ſehend und wiſſend, daß er wohlaufgehoben ſei. Da war gerade der Mond am Himmel, und wundervoll war's, wie er ſo mild, zart und freundlich, ſanft und groß und gut auf die ſchlafende dunkle Welt hinabblickte.

Der Träumer

Es lag einer im Grase auf einem kleinen Abhang am Waldesrande. Vor ihm lag eine gemähte Wiese und hinter ihm standen ernste alte Tannen wie treue Schützer und Wächter. Vormittag war's, und eine freundliche milde Sonne schaute aus weißlichem Gewölk warm auf den Faulpelz herab, der die trägen Glieder so lang als er konnte auf dem weichen Boden ausstreckte. Aber seine Beine, seinen Rücken und sein Gesicht krochen Ameisen, und Mücken tanzten um ihn herum. Das plagte und ärgerte ihn aber nicht im geringsten. Er lag da, als beabsichtige er, den ganzen lieben langen Tag zu verfaulenzen, und in der Tat, er trug derlei Absichten. Die Welt sah so leicht aus, so bläulich, so sorgenlos. Höchstens glich ein feiner Dunst am Himmel einer Art von Kummer, aber der Kummer selber machte sich nicht gar viel Gedanken. Eine Beigabe von Ernst macht die Fröhlichkeit nur fröhlicher, und ein leiser Schmerz versüßt und verfeinert die Freude, macht sie nur noch freudiger. Unserem Burschen und Tagedieb zu Häupten hingen ein paar Tannenzapfen und

ärmelartige Tannenzweige, und noch weiter oben, nämlich am Himmel, ſchwebten weiße heiße Wolken. Er träumte, der hier lag. Gab es keine Pflichten für den Lümmel? Ei was, Pflichten! Braucht doch nicht jeder Menſch Pflichten zu haben. Ein Bach, der zu des Träumers Füßen ſich durch das Gras ſchlängelte, gab artige gluckſende Melodien zum beſten. Einmal ſchaute ein Fuchs aus dem gegenüberliegenden Waldrand heraus und floh, als der Menſch im Gras ſich regte, in weiten Sätzen hinweg. Das ging ſo, bis es Nachmittag und Abend wurde, wo das Abendrot ſich zeigte und die Singvögel anfingen wunderbar wehmütig und ſüß zu ſingen. Der Burſche lauſchte. Es wollte ihn ein Bangen beſuchen. Ein Weh wollte ihn beſchleichen. Aber er war auf den Beſuch gefaßt, und da tat er, als merke er nichts davon. Der Abend mit ſeinen Tönen und Farben und Düften ſank einer Frau in die Arme. Die Frau war die Nacht, und dieſe herrſchte nun. Der Burſche blieb aber ganz ruhig liegen. Das Gras war weich. Es kam ihm wie ein Bett vor, eben recht zum Schlafen. Alles war finſter geworden, und kein Sterbenslaut regte ſich mehr. Stille,

Stille. Nichts war mehr zu unterſcheiden. O, da ſchlief der Waldmenſch ein, und ungeſtörter hat nie ein junger oder alter Menſch geſchlafen. Schlief fleißig die ganze Nacht durch, und als er erwachte, war es ſchöner, heller, gütiger, milder Morgen.

Der Pole

In einem Dorf, nahe an der Grenze von Galizien, in einer Gegend alſo, wo deutſche, ruſſiſche und polniſche Elemente ſich berühren, erlebte ich eines Nachts, es war im Winter, und das flache Land war mit Schnee bedeckt, eine Wirtshausſzene, die mir lebhaft in Erinnerung geblieben iſt, und die ich darum gern aufzeichnen möchte. Ich und ein paar Burſchen hatten uns zu einem tapferen Gelage im miſerablen, düſteren und räuberhüttenähnlichen Gaſthaus eingefunden. Das Bier, wenn ich ſo zurückdenke, war entſetzlich ſchlecht, und das Gaſtzimmer, dortig herrſchender Volksarmut entſprechend, ſchrecklich unſauber; doch das hinderte uns junge vergnügliche Leute nicht, wacker zu trinken und luſtig zu ſingen und zu johlen. Nach und nach kamen noch andere Kerle, ein Schreiner, Maurer, und dann war ja vor allen Dingen ein Burſche da, den ſie Auguſt nannten, ein junger Stallburſche aus dem gräflichen Schloß, welches mit ſeinen ſtolzen, herriſchen Türmen unfern in der Winternacht lag. Der junge Pole, das war er, fing, da er ſchon mehrere

Gläſer von dem abſcheulichen Zeug getrunken hatte, zu der Muſik, die ein anderer bereitwillig zum beſten gab, zu tanzen an, und er tanzte auf polniſche Weiſe, wobei er über das ganze Geſicht lachte. Überaus anmutig ſah es aus, wie der junge Tänzer in dem wüſten, von aller Grazie und von allem Edelſinn ſo weit entfernten Lokal die Grazie und das artige Benehmen verkörperte, dadurch, daß er ſich bald, wie vor einer unſichtbaren Dame, verneigte und bald wieder ſich ſtolz in die Bruſt warf, als ſtehe er einem Gegner auf dem Kampfplatz gegenüber. Er ſpreizte ſeine beſtiefelten jungen Beine nach dem Takte der Muſik, bog wieder das Knie, und mit Arm und Hand führte er ſehr manierliche Bewegungen aus. Von Zeit zu Zeit wollte er, in dem Rauſch, in dem er ſich befand, wild und ungebärdig werden, doch wie wenn er wieder ſeinen ſtrengen Herrn und Meiſter vor ſich ſehe, bändigte er die Wildheit und beugte ſich unter die guten und ſchönen Formen, derartig, daß es wie die Selbſtzucht ausſah, und daß es duftete wie nach höherer Erkenntnis. Das Bild, das der junge hübſche Menſch darbot, indem er ſolchermaßen mit der Ausſchweifung

kämpfte, iſt mir unvergeßlich geblieben. Gibt es auf Erden doch nichts Beſſeres und Erquicklicheres zu ſehen als den Kampf, den der Menſch kämpft gegen die Untugenden, die in ihm ſchlummern, als den ſtolzen Streit des Menſchen mit ſich ſelber. Der Burſche hatte nun ausgetanzt und ſetzte ſich wieder zu dem Volke der Johlenden, Schreienden und Trinkenden. Der, der die Handharfe geſpielt hatte, ſpielte aber munter weiter, und da war es mir, als müßten die Töne von dem Inſtrument in der dicken Rauchluft des Zimmers hängen und kleben bleiben, ſo garſtig voll von Dunſt und Rauch war die jämmerliche Stube. Immer mehr wurde getobt und getrunken. Da mit einem Male, wie ein Blitz aus dem Himmel, war Streit unter den Leuten, und in eines Kerle Fauſt zückte ein Meſſer. „Wollt ihr mir ſo kommen, ihr Böſewichte? Wartet nur!“ ſchrie voller ſonderbarer Autorität die Wirtin. „Wenn ihr raufen wollt, ſo macht das draußen auf der Straße miteinander ab!“ Die ganze Stube ſchien betrunken. Alles drehte ſich. Es war eine hölliſche Szene. Einige von uns gingen in die Nacht hinaus, ich mit ihnen. Wie ſchön war die Nacht mit ihrem Schnee und

mit ihrem ſilbernen, hohen, großen Mond am Himmel. Es zwang mich hinaufzuſchauen zum Mond und zu den ſüßen Sternen.

Der Doktor

Eines Tages, in der heißen Mittagsſonne, ſchon viele inhaltreiche Jahre ſind ſeither vergangen, ſah ich, noch erinnere ich mich deſſen deutlich, auf dem menſchenbelebten Platz, auf dem ich ſtand, aus der Maſſe von vielerlei unbedeutenden Leuten, welche er gewiſſermaßen mit ſeiner ſonderbaren Erſcheinung überragte, einen Mann auftauchen, der ganz in edles, ſchönes, feierliches Schwarz gekleidet war, eine Art Doktorhut auf dem Kopfe hatte, und einen eleganten Spazierſtock beinahe gravitätiſch in der Hand trug. Ich nannte den Mann ohne weiteres für mich im ſtillen einen Doktor der ſchönen Literatur, und ich darf ſagen, er faſzinierte mich. Alle übrigen Menſchen, verglichen mit ihm, erſchienen mir platt, unfein und gedankenlos, ſo, als habe ſich kein einziger von ihnen je bemüht, ſich Rechenſchaft darüber abzulegen, warum und wozu er eigentlich lebe. Mit meinen Augen verfolgte ich den ſeltſamen und in gewiſſem Sinne abenteuerlichen Mann, der einem Geiſtlichen oder faſt beſſer noch einem vermummten Fürſten glich in der Läſſigkeit, mit welcher er ſeines Weges ging. Ein Zau-

berer ſchien er zu ſein, denn er trug eine unzweideutige Verachtung gegenüber ſeiner Umgebung zur Schau, und zwar ſo, als fühle er ſich genötigt, ſich ſelber gering zu achten, deshalb, weil er unter keinen beſſeren Leuten lebe. Eine Brille verunzierte nicht, ſondern zierte und ſchmückte ſein bleiches, gedankenvolles Geſicht. Das Geſicht ſchien ohne die Brille nicht ſein Geſicht zu ſein. Edel, gleich einem Geſandten, der gewöhnt iſt, an königlichen und kaiſerlichen Höfen zu verkehren, ſchritt die ſchlanke, leicht vornüber geneigte, feine Geſtalt dahin, und indem der Mann ſo ging, war es, als fühle er ſich beläſtigt von einem unabweisbaren Reichtum von Gedanken. Er ſchien etwas wegzuwerfen und abzuweiſen, und gleichzeitig ſchien er wiederum irgend etwas zu ſuchen, etwas, das ſchöner ſei als alles andere. Was dieſer Mann ſein eigen nannte, betrachtete er als etwas, deſſen er auch ſchon Grund hatte, überdrüſſig zu ſein. Nur was er erſehnte, vermochte er zu achten, und nur was er erſtrebte, ſchien er zu beſitzen. Auffallend war mir, wie er ſich ſo leicht durch die Menſchen ſchlängelte, als befinde er ſich auf vergnüglich-liederlichen Wegen, als etwa auf dem Weg in die nächſt-

beſte elegante Konditorei, zum zierlichen Rendezvous mit einer Dame. Doch das war die Maske, in die ſich die Perſon zu hüllen liebt, die nicht mag und nicht will merken laſſen, wie ernſthaft ſie denkt, damit ſie es um ſo beſſer tun kann. Ich wollte mir eingebildet haben, daß er mir wie der privilegierte und berechtigte Vertreter alles deſſen erſcheine, was geiſtvoll ſei, und daß er auf mich den Eindruck mache, der mir ſagte, daß es zu des Mannes Leidenſchaften gehöre, ſtets eine Leidenſchaft zu nähren. Jedenfalls gefiel er mir im höchſten Grade, und in dem Augenblick, wo ich ihn ſah, liebte und verehrte ich ihn auch ſchon. Bald indeſſen verſchwand er, und auch ich entfernte mich von dem Standort, von wo aus ich ihn ſo aufmerkſam betrachtet hatte.

Der Liebesbrief

Ich habe einen kleinen ſorgfältigen Streifzug in die Gegend hinaus gemacht, damit ich dir mitteilen könne, was ich Schönes geſehen habe. Auf dem Weg hatte ich allerlei Einfälle, doch ſie mußten ſich alle wieder auf und davon machen und mußten verſchwinden neben dem Gedanken, der ſich nur mit dir beſchäftigte, du liebes Mädchen, du ſüßes, liebes Weſen. In meinen Gedanken gingeſt du neben mir und vor mir her. Ich war, indem ich ſo ging, ganz nur Denken, ganz nur Sinnen, ganz nur Gedanke, ganz nur treues, zartes Bei-dir-ſein. Lächelſt du? Bald ſollſt du noch mehr über mich zu lächeln haben mit deinem lieben Mund. Es iſt ſchön für einen Mann, treu an ſeinem Mädchen zu hängen und ſich zu ſehnen mit leiſer immerwährender Sehnſucht nach der Gegenwart der Holden. Ich kam in einen wunderhübſchen kleinen Wald hinein, wo es ſtill und weich und artig war, und wo die goldenen Vormittagsſonnenſtrahlen zwiſchen den Äſten und Stämmen ins grüne Heiligtum, ins grüne Waldesinnere hereinbrachen. Da ich ſo bei deinem Bilde war, kams

mich an, die Sonnenſtrahlen mit deinem hellen, wogenden Haar zu vergleichen, und als ich hinauskam aus dem zarten, kühlen, ſchüchtern-ſtillen Waldesdunkel in das helle, blaue, weite Freie, ſtand ich Wanderer wieder ſtill. Der Himmel mit ſeinem ſanften, lieben Blau erinnerte mich an deine Augen. Weiter ging ich, und da ſtand ich bald vor einem Haus mit Garten, und im Garten ſtanden die ſchönſten Blumen, die ihre leichten Köpfchen ſo zierlich-ſchwankend trugen. Da ſtand dein Köpfchen vor mir mit ſeiner Stirne, Wangen und Lippen, und indem ich das Haus betrachtete, das ſo lieblich nach Behaglichkeit und Wohnlichkeit duftete, dachte ich, es müſſe ſüß ſein, mit dir zuſammen häuslich darin zu hauſen. Bald nachher traf ich Äpfel an, die an den Zweigen eines Apfelbaumes hingen und mich mit ihren roten und gelben Backen freundlich anlachten. Ich bildete mir ein, dein rundes Geſicht mit ſeinen roten, blaßroten Wangen lächele zauberiſch aus dem Blätterwerk zu mir herab. Reizende Illuſionen. Ruhig, wie es meine Art iſt, und von Träumereien umfangen, ging ich meinen beſcheidenen Weg weiter, der mich hügelabwärts zu einem blauen, breiten, ſon-

nigen Strome führte. Mit ſanfter, wohliger Gewalt floß das ſchöne Waſſer dahin zwiſchen grünen glücklichen Ländereien. Ich dachte, wie dein ſanftes, zartes Weſen mich mit Gewalt zu dir ziehe und wie ich glücklich ſei darüber. Biſt du glücklich? Wenn du es biſt, bin ich es auch.

Der Hanswurſt

Da iſt einer, ſie nennen ihn Hanswurſt, weil er ſo ein dummer Menſch iſt, der zu nichts Rechtem zu gebrauchen iſt. Ich kenne ihn wohl, den liederlichen, unklugen Burſchen. Es iſt mir im Leben noch keiner begegnet, zu dem ich raſcher hätte ſagen mögen: „Du biſt ein Schelm“, und keiner, der mich mehr nötigte, über ihn zu lachen. Wenn dumme und ungeſunde Einfälle Zinſen eintragen, ſo gehört er zu den reichen Leuten, aber die Wahrheit iſt: er iſt arm wie eine Spitzmaus. Ein Sperling hat nicht ſo wenig Ausſicht, es in der Welt zu etwas zu bringen als er, und dennoch kennt er nur Fröhlichkeit, und es iſt mir noch nie gegönnt geweſen, einen Zug von Unluſt in ſeinem Spitzbubengeſicht zu entdecken. Einmal wollte ihn jemand befördern, Hanswurſt aber ergriff die Flucht vor der Beförderung, als wenn ſie ein Unheil ſei; ſo dumm benahm er ſich im wichtigſten Moment ſeines Lebens. Er iſt und bleibt ein Kind, ein Dummkopf, der das Bedeutende vom Unbedeutenden, das Schätzenswerte vom Wertloſen nicht zu unterſcheiden vermag. Oder ſollte er am Ende klüger ſein,

als er ſelber ahnt, ſollte er mehr Witz haben, als er fähig iſt zu verantworten? Liebe Frage, ich bitte dich, bleibe hübſch unbeantwortet. Hanswurſt iſt jedenfalls glücklich in ſeiner Haut. Eine Zukunft hat er nicht, aber er begehrt auch gar nicht, etwas derartiges zu haben. Was ſoll aus ihm werden? Bete doch einer für ihn! Er ſelber iſt zu dumm dazu.

Sonntagmorgen

Heute, am Sonntag, ging ich früh ins nahegelegene Land hinaus. In unſerer Gegend berühren ſich Stadt und Land wie zwei gute wackere Freunde. Ich machte nur hundert Schritte, oder vielleicht noch hundert dazu, und da lag ſchon der ländliche, zarte Winter vor mir mit ſeinen ſtrubbligen Bäumen und ſeinem lieblichen Wieſengrün. Ich kam zum Wald, der ſo ſchön, ſo ſtill in der grauen, kalten Luft daſtand mit graziöſen Tannenwipfeln. Aus einem entfernteren Pfarrdorf klangen die Sonntagsglocken laut und doch leis und ſtill daher über den Waldſaum hinüber. Kälte und hartgefrorener Weg und ein ſchönes breites Bauernhaus in dem Gewirr von ſchwärzlichen Winterbäumen. Ein zarter, friedlicher Rauch ſtieg wie lächelnd aus dem Kamin, und ein kleiner, luſtiger, kecker Feldweg ſchlängelte ſich quer durch den Acker in den Wald hinein. Ich ging an ſonntäglich gekleideten Menſchen vorbei in meinen alten, lieben Wunderwald hinein, ſpäter jenſeits wieder hinaus, wo wieder Weg und Feld, grauer Himmel, Baum und Haus und andre Leute mir begegneten. Es lag in

aller Winterkälte und -geſtorbenheit ſo viel warmer Friede, ſo viel uraltes und ewig wieder junges und frohes Leben. Eine grüne Anhöhe guckte ſchelmiſch zu mir hernieder. Ich liebe, liebe mein Land mit ſeinen Pfaden, Ecken, Kreiſen und Winkeln. Bald war ich zu Hauſe im angenehm geheizten Zimmer. Ich ſetzte mich an den Tiſch, ergriff die Feder und ſchrieb dieſes.

Ausgang

Ich ging hinaus in das kalte Morgengrauen. Bäume und Häuſer ſchwarz und Rauch in der Straße. Nach und nach hellte es ſich auf. In den Stuben brannten die Lampen. Wovon ich aber beſonders ſprechen will: ich ging hinter drei Mädchen, die zur Schule liefen. Viele andere kleine Kinder liefen ebenfalls zur Schule. Eines der drei Mädchen ging ſo ſchön. Ihre kleinen, weichen und ſchon ſo vollen Beine machten die lieblichſte Muſik. Ich konnte mich nicht ſatt daran ſchauen. Zwei winzige Zöpfe hingen ihr den Nacken herab über den Rücken. Die Kleine war ſchon ſo weiblich bei der Jugendlichkeit, ſchon ſo reif bei der unſchuldigen Unreife. Herrlich ſah es aus, wie die Schuhe ſo weich, mild und voll waren mit dem Fuß, und wie die ganze Figur ſo leicht und doch ſo angenehm ſchwer vor mir hinlief, und wie das kleine zierliche Stiefelabſätzchen ſich ſo anmutig krümmte unter der ſchönen, leichten, weichen Laſt. Die Formen an dem Kind waren ſo groß, redeten ſo weich. Bald traten indeſſen die Mädchen in das Schulhaus, und ich ging meines Weges durch den kalten, dunklen Win-

termorgen weiter. Ein paar Häuſer und ein paar Bäume und wenige Menſchen. Es tat mir alles ſo wohl. Der Weg und die Wieſe waren hartgefroren, und die Berge entlang lag eine graue Wolkenſchicht, ſo feſt, als könne ſie nicht mehr weggehen. Zierlich wie Kinder ſtanden kleine Bäume im Wieſengrün, und dann ſah ich eine zarte, liebe, feine, grüne Anhöhe und das altersgraue Dach von einem Bauernhaus, zwei Hunde, noch einen anderen Hund, der mich mit ſeiner warm-naſſen Naſe antupfte, als ſei es ihm darum zu tun, mir guten Morgen in aller friſchen, kalten Frühe zu wünſchen, Arbeiter, die Steine abluden. Einmal ſah ich zu einem niedrigen Fenſter hinein. Eine ſchöne junge Frau im ſchneeweißen, reizenden Morgengewand ſtand hinter den Fenſterſcheiben und ſchaute mich an. Manches ſchaute auch ich an. Man ſieht immer etwas.

Die Millionärin

In ihrer fünfzimmerigen Wohnung wohnte ganz allein eine reiche Dame. Ich ſage da Dame, aber die Frau verdiente nicht, Dame genannt zu werden, die Arme. Sie lief unordentlich daher, und die Nachbarsleute titulierten ſie Hexe und Zigeunerin. Ihre eigene Perſon erſchien ihr wertlos, am Leben hatte ſie keine Freude. Sie kämmte und wuſch ſich oft nicht einmal, und dazu trug ſie alte und ſchlechte Kleider, ſo ſehr gefiel ſie ſich in der Vernachläſſigung ihrer ſelber. Reich war ſie, wie eine Fürſtin hätte ſie leben können, aber ſie hatte keinen Sinn für den Luxus und auch keine Zeit dazu. Reich, wie ſie war, war ſie die Armſte. Ganz allein mußte ſie ihre Tage und ihre Abende zubringen. Kein Menſch, außer etwa der Emma, ihrem ehemaligen Dienſtmädchen, leiſtete ihr Geſellſchaft. Mit allen ihren Verwandten war ſie verfeindet. Etwa noch Frau Polizeirat Stumpfnas beſuchte ſie zuweilen, ſonſt niemand. Die Leute hatten einen Abſcheu vor ihr, weil ſie wie eine Bettlerin daherkam, ſie nannten ſie eine Geizhalſin, und freilich war ſie geizig. Der Geiz war ihr

zur Leidenſchaft geworden. Sie hatte kein Kind. So war der Geiz ihr Kind. Der Geiz iſt kein ſchönes, kein liebes Kind. Wahrhaftig nicht. Aber irgend etwas muß der Menſch haben zum Herzen und Liebkoſen. Die arme reiche Dame mußte oft in der ſtillen Nacht, wenn ſie ſo allein ſaß im freudeloſen Zimmer, in ihr Taſchentuch weinen. Die Tränen, die ſie weinte, meinten es noch am ehrlichſten mit ihr. Sonſt wurde ſie nur gehaßt und betrogen. Der Schmerz, den ſie in der Seele fühlte, war der einzige aufrichtige Freund, den ſie hatte. Sonſt hatte ſie weder Freund noch Freundin, noch Sohn, noch Tochter. Sie ſehnte ſich umſonſt nach einem Sohne, der ſie kindlich würde getröſtet haben. Ihr Wohnzimmer war kein Wohnzimmer, ſondern ein Bureau, überladen mit Geſchäftspapieren, und in ihrem Schlafzimmer ſtand der gold- und juwelengefüllte eiſerne Kaſſenſchrank. Wahrlich: ein unheimliches, ein trauriges Schlafzimmer für eine Frau. Ich lernte dieſe Frau kennen, und ſie intereſſierte mich lebhaft. Ich erzählte ihr mein Leben, und ſie erzählte mir das ihrige. Bald darauf ſtarb ſie. Sie hinterließ mehrere Millionen. Die Erben kamen und warfen ſich über

die Erbſchaft. Arme Millionärin! In der Stadt, wo ſie lebte, ſind viele, viele arme kleine Kinder, die nicht einmal genügend zu eſſen haben. In was für einer ſonderbaren Welt leben wir?

Erinnerung

So viel ich mich erinnere, war es ſo: er, der ſonderbare ältere Mann und ich, der ebenſo ſeltſame, ſonderbare, jedoch junge Mann, ſaßen einander in ſeinem, des älteren Mannes, Zimmer gegenüber. Er ſchwieg nur immer, und ich, ich redete nur immer. — Was war es, was mich bewegen konnte, ſo ſtürmiſch zu reden, und was war es, was ihn, der mir gegenüber ſaß, bewegen konnte, ſo beharrlich zu ſchweigen? Je ungeduldiger, feuriger und offenherziger ich ſprach, um ſo tiefer hüllte er ſich in ſein geheimnisvolles, düſteres und trauriges Schweigen. Mit traurigen Augen betrachtete er mich vom Kopf bis zu den Füßen, und von Zeit zu Zeit, und das war mir das Allerunangenehmſte, gähnte er, indem er die Hand wie entſchuldigend zum Munde führte. Seltſame Käuze, ſonderbare Sonderlinge waren wir ſicherlich beide, er mit ſeinem Gähnen und beharrlichen Stillſchweigen und ich mit meinem fortgeſetzten Beſtürmen eines Ohres, das offenbar auf alles, was ich ſagte, gar nicht hörte, das ganz wo anders hinhorchte, als auf mein herzliches Reden. Jedenfalls war es eine be-

deutungsvolle Stunde, und darum iſt ſie mir ſo lebhaft in der Erinnerung geblieben. Auf der einen, d. h. auf ſeiner, des älteren, gereiften Mannes Seite ein glanzloſes Auge und ein Benehmen, welches Gelangweiltheit verkündete, und auf der anderen, d. h. auf meiner Seite idealiſch loderndes Weſen und eine hingeworfene, hingegoſſene Beredſamkeit, die, der leichten Welle ähnlich, am Felſen von des mürriſchen Mannes trockenem und hartem Betragen zerſchellte. Sonderbar bei der ganzen Sache war, daß ich wohl wußte, wie wenig Wert all mein Reden und Sprechen habe, wie wenig Eindruck es machen müſſe, und daß ich vielleicht gerade darum mich nur um ſo inniger in das beſeelte Sprechen hineinſprach. Ich glich einem Brunnen, der nicht anders konnte als zu ſprudeln, einer Quelle, die hervorbrach mit all ihrem drängenden Inhalt, ohne daß ſie es wollte. Ich wollte und wollte wieder abſolut nicht reden. Es drang ſo heraus, und alles, was ich fühlte und dachte, ſprang mir als Wort und Satz über die Lippen, welche öfters in der Eile und in der ſeltſamen Beklemmung anfingen zu ſtottern, wobei es mir war, als ſehe ich mein Gegenüber ſpöttiſch

lächeln, als habe er eine Art von dunkler, ſtiller Freude, mich in der Bedrängnis zu ſehen, welche mich umflatterte.

Die Schneiderin

In einem alten, wenn nicht gar uralten Haus in der Obergaſſe wohnte, wie man mir erzählte, eine junge hübſche Frau, Schneiderin ihres Lebenszweckes und Berufes. Sie bewohnte ein großes, ſaalartiges Gemach, welches nach unſerer Meinung eher als Verſammlungslokal für gelehrte Häupter, Stadträte und mehr derlei Perſonen denn als Wohnzimmer für eine lebensluſtige und zierliche Frau gepaßt haben würde. Die jugendliche Modekünſtlerin vermochte des Nachts in ihrem Bett kaum einzuſchlafen. Leſer, wie hätteſt du es? Möchteſt du in ſolch einem ſchaurigen, traurigen, alten Zimmer leben? Gewiß könnteſt auch du dort keinen rechten Schlaf finden. Das Zimmer war ſo groß, die Stille, die in dem Zimmer herrſchte, war ſo ſonderbar, und die Finſternis ſo dick, geheimnisvoll und unergründlich. Du hätteſt deinen Finger können in die Dunkelheit ſtecken wie in eine Art dicker ſchwarzer Milch, ſo dickfinſter war die unheimliche Stube. Wie von aller geſitteter und gebildeter Welt verlaſſen, lag in den langen zweideutigen finſteren Nächten die junge ſchöne

Frau da, ſie kam ſich ſo hilflos und ſchutzlos vor, und es war ihr ſtets zumute, als ſolle ſich etwas Schreckliches, Entſetzliches und Ungeheuerliches zutragen. Ihr Zimmer erſchien ihr wie eine Totengruft, und wenn ſie ins Bett ſtieg, flüſterten ihr die ängſtlichen Einbildungen ins Ohr, daß ſie in einen Sarg hineinſteige. Eines Nachts, mitten in der totenſtillen, unausſprechlich ruhigen Mitternacht, erwachte die Schneiderin; ein Geräuſch war in all der Geräuſchloſigkeit vernehmbar, deutlich, oh, nur zu deutlich hörte ſie es, und indem ſie es hörte, meinte ſie, ihren Verſtand vor Schreck verlieren zu müſſen. Es blätterte jemand in der Finſternis in ihrem Modejournal. Die Frau, die ſich im Bett aufgerichtet hatte, wollte laut aufſchreien vor Angſt, doch die Angſt ſelber unterdrückte den Angſtſchrei, das Entſetzen ſelber weigerte ſich, den Schrei des Entſetzens auszuſtoßen. Der Schrecken ſelber, wie ein entarteter Vater, erſtickte ſeinen Sohn, den Schreckensſchrei. Stelle dir das vor, lieber Leſer, und jetzt ſtelle dir vor, wie es zu der Schneiderin in das Bett hineinſtieg. Es war der Tod, der in ſtiller Mitternacht die junge Frau beſuchte, um ſie mit ſeinen eiſigen Ar-

men zu umfaſſen, um ſie zu küſſen mit ſeinen fürchterlichen Küſſen. Am anderen Morgen, da jemand zur Schneiderin kam, fand er ſie tot. Sie lag tot im Bett.

Das Stellengeſuch

Hochgeehrte Herren!

Ich bin ein armer, junger, ſtellenloſer Handelsbefliſſener, heiße Wenzel, ſuche eine geeignete Stelle und erlaube mir hiermit, Sie höflich und artig anzufragen, ob vielleicht in Ihren luftigen, hellen, freundlichen Räumen eine ſolche frei ſei. Ich weiß, daß Ihre werte Firma groß, ſtolz, alt und reich iſt, und ich darf mich daher wohl der angenehmen Vermutung hingeben, daß bei Ihnen ein leichtes, nettes, hübſches Plätzchen offen iſt, in welches ich, wie in eine Art warmes Verſteck, hineinſchlüpfen kann. Ich eigne mich, müſſen Sie wiſſen, vortrefflich für die Beſetzung eines derartigen beſcheidenen Schlupfwinkels, denn meine ganze Natur iſt zart, und mein Weſen iſt ein ſtilles, manierliches und träumeriſches Kind, das man glücklich macht, dadurch, daß man von ihm denkt, es fordere nicht viel, und dadurch, daß man ihm erlaubt, von einem ganz, ganz geringen Stück Daſein Beſitz zu ergreifen, wo es ſich auf ſeine Weiſe nützlich erweiſen und ſich dabei wohlfühlen darf. Ein ſtilles, ſüßes, kleines Plätzchen im Schatten iſt von jeher der

holde Inhalt aller meiner Träume geweſen, und wenn ſich jetzt die Illuſionen, die ich mir von Ihnen mache, dazu verſteigen, zu hoffen, daß ſich der junge und alte Traum in entzückende, lebendige Wirklichkeit verwandle, ſo haben Sie an mir den eifrigſten und treueſten Diener, dem es Gewiſſensſache ſein wird, alle ſeine geringfügigen Obliegenheiten exakt und pünktlich zu erfüllen. Große und ſchwierige Aufgaben kann ich nicht löſen und Pflichten weitgehender Natur ſind zu ſchwer für meinen Kopf. Ich bin nicht ſonderlich klug, und was die Hauptſache iſt, ich mag den Verſtand nicht gern ſo ſehr anſtrengen, ich bin eher ein Träumer als ein Denker, eher eine Null als eine Kraft, eher dumm als ſcharfſinnig. Sicherlich gibt es in Ihrem weitverzweigten Inſtitut, das ich mir überreich an Ämtern und Nebenämtern vorſtelle, eine Art von Arbeit, die man wie träumend verrichten kann. — Ich bin, um es offen zu ſagen, ein Chineſe, will ſagen, ein Menſch, den alles, was klein und beſcheiden iſt, ſchön und lieblich anmutet, und dem alles Große und Vielerforderiſche fürchterlich und entſetzlich iſt. Ich kenne nur das Bedürfnis, mich wohl zu fühlen, damit ich jeden Tag Gott

für das liebe, ſegensreiche Daſein danken kann. Die Leidenſchaft, es weit in der Welt zu bringen, iſt mir unbekannt. Afrika mit ſeinen Wüſten iſt mir nicht fremder. So, nun wiſſen Sie, was ich für einer bin. — Ich führe, wie Sie ſehen, eine zierliche und geläufige Feder, und ganz ohne Intelligenz brauchen Sie ſich mich nicht vorzuſtellen. Mein Verſtand iſt klar; doch weigert er ſich, Vieles und Allzuvieles zu faſſen, wovor er einen Abſcheu hat. Ich bin redlich, und ich bin mir bewußt, daß das in der Welt, in der wir leben, herzlich wenig bedeutet, und ſomit, hochgeehrte Herren, warte ich, bis ich ſehen werde, was Ihnen beliebt zu antworten Ihrem in Hochachtung und vorzüglicher Ergebenheit ertrinkenden

Wenzel.

„Geschwister Tanner"

Der hinreißende Glanz in den dunklen hauptstädtischen Straßen, die Lichter, die Menschen, der Bruder. Ich in der Wohnung meines Bruders. Ich werde diese schlichte Dreizimmerwohnung nie vergessen. Es war mir immer, als sei ein Himmel in dieser Wohnung mit Sternen, Mond und Wolken. Wunderbare Romantik, süßes Ahnen! Der Bruder bis in alle Nacht im Theater, wo er die Dekorationen machte. Um drei und vier Uhr des Morgens kam er heim, und dann saß ich noch da, bezaubert von all den Gedanken, von all den schönen Bildern, die mir durch den Kopf gingen; es war, als bedürfe ich keines Schlafes mehr, als sei das Denken, Dichten und Wachen mein holder, kräftigender Schlaf, als sei das stundenlange Schreiben am Schreibtisch meine Welt, mein Genuß, Erholung und Ruhe. Der dunkelfarbige Schreibtisch so altertümlich, als sei er ein alter Zauberer. Wenn ich seine feingearbeiteten, kleinen Schubladen aufzog, sprangen, so bildete ich mir ein, Sätze, Worte und Sprüche daraus hervor. Die schneeweißen Gardinen, das singende Gaslicht, die länglich-

dunkle Stube, die Katze und all die Meeresstille in den langen gedankenreichen Nächten. Von Zeit zu Zeit ging ich zu den munteren Mädchen in die Mädchenkneipe, das gehört auch mit dazu. Um nochmals die Katze zu erwähnen: sie setzte sich immer auf die beiseite gelegten, vollgeschriebenen Papiere und blinzelte mich mit ihren unergründlich-gelben Augen so eigentümlich an, so fragend. Ihre Gegenwart glich der Gegenwart einer seltsamen, schweigsamen Fee. Ich habe vielleicht dem lieben stillen Tier viel zu verdanken. Was kann man wissen? Ich kam mir überhaupt, je mehr ich vordrang mit Schreiben, wie behütet und wie beschützt vor von einem gütigen Wesen. Ein sanfter, zarter, großer Schleier wob um mich. Es sei hier allerdings auch der Likör erwähnt, der auf der Kommode stand. Ich sprach ihm so viel zu, als ich durfte und konnte. Alles, was mich umgab, wirkte labend und belebend auf mich. Gewisse Zustände, Verhältnisse, Kreise sind einmal da, um vielleicht nie mehr wieder zu erscheinen, oder dann erst wieder, wo man es am allerwenigsten voraussetzt. Sind nicht Voraussetzungen und Vermutungen unheilig, frech und unzart? Der Dichter muß schweifen,

muß ſich mutig verlieren, muß immer alles, alles wieder wagen, muß hoffen, darf, darf nur hoffen. — Ich erinnere mich, daß ich die Niederſchrift des Buches mit einem hoffnungsloſen Wortgetändel, mit allerlei gedankenloſem Zeichnen und Krizzeln begann. — Ich hoffte nie, daß ich je etwas Ernſtes, Schönes und Gutes fertigſtellen könnte. — Der beſſere Gedanke und damit verbunden der Schaffensmut tauchte nur langſam, dafür aber eben nur um ſo geheimnisreicher, aus den Abgründen der Selbſtnichtachtung und des leichtſinnigen Unglaubens hervor. — Es glich der aufſteigenden Morgenſonne. Abend und Morgen, Vergangenheit und Zukunft und die reizende Gegenwart lagen wie zu meinen Füßen, das Land wurde dicht vor mir lebendig, und mich dünkte, ich könne das menſchliche Treiben, das ganze Menſchenleben mit Händen greifen, ſo lebhaft ſah ich es. — Ein Bild löſte das andere ab, und die Einfälle ſpielten miteinander wie glückliche, anmutige, artige Kinder. Voller Entzücken hing ich am fröhlichen Grundgedanken, und indem ich nur fleißig immer weiter ſchrieb, fand ſich der Zuſammenhang.

Eine Stadt

Eines Tages, mitten im Sommer, langte ich in einer Stadt an, in welcher ich einſtmals gewohnt hatte, die ich aber nun ſchon ſeit manchem Jahr nicht mehr wiederſah. Sie ſah ſo bleich, ſo farblos aus, die Stadt, daß ich mich vor ihr fürchtete. Ich ging durch die altbekannten Gaſſen, in der Vermutung, daß mich ihr Anblick ergötzen und erquicken werde, doch es war ganz anders, der Anblick ſchlug mich nieder, und ein ſeltſames, unbeſchreibliches Verzagen ging mir durch die enttäuſchte Seele. Es kam mir alles ſo tot vor, die Leute erſchienen mir wie Geſpenſter. Unerfreut ſtarrten mich die bleichen Häuſer an, und ich wiederum betrachtete ſie voller Mißtrauen. Die Frauen kamen mir wie keine Frauen, die Männer wie keine Männer vor, und ich ſelber war zum unglücklichen Geſpenſt geworden in der geſpenſtiſchen und unglücklichen Umgebung. Das elektriſche Tram erſchien mir wie irrſinnig, die ganze Stadt machte mir den kummervollen Eindruck eines traurigen, hoffnungsloſen Traumes. Gebeugt von der Unruhe und niedergeſchlagen von den üblen Eindrücken, trat ich in ein Wirts-

haus, um mich ein wenig zu erfriſchen, aber ich fand nur neuerlichen Schrecken. „Warum bin ich nur hierher gekommen,“ dachte ich, und ich verließ die Halle. In der Gaſſe, durch die ich nun ging, roch es wie nach dem Entſetzen. Ein altes geſchminktes Weibsbild lächelte gräßlich aus einem Fenſter zu mir herunter. Mir ſchien, als wenn der Mord hier herum zu Hauſe ſei. Ich ſehnte mich nach einer Tiefe, nach einer Kühle, aber es war ringsum alles flach, ſchwül und leer. Staub in den engen, fürchterlich kleinen Gaſſen, in denen Zwerge und ungezieferartige Tiere zu leben und zu hauſen ſchienen und nicht Menſchen. Die Fenſter grinſten wie Grimaſſen mich an, und die offenen Haustüren ſahen aus, als ſeien ſie ſperrangelweit offen für jegliche Art von Verrat, Laſter und Verbrechen. Keine Tugend, keine Ehrlichkeit, keine Ehrſamkeit ſchien mehr in dieſer weltverlaſſenen Stadt möglich, ich konnte kein Kindergeſicht finden, die Kinder ſchienen geſtorben zu ſein in dieſer Stadt des ſtarrenden und ſtierenden Entſetzens. Ich ging wie wund umher, ich hätte mich am liebſten am Straßenboden niederſetzen und heulen mögen, wie ein Tier, wie ein armer Hund,

der ſeinen lieben gütigen Herrn verloren. Ohne Stern war dieſe Stadt, ohne Sonne und ohne Mond. Traurig ging ich weiter. Da zog es mich in ein Haus, o, in ein Haus hinein, in das ich früher ſo oft gegangen. In dem Hauſe hatte ich einſtens gewohnt, und wie fröhlich war ich aus- und eingegangen. Jetzt konnte ich das gar nicht mehr begreifen. Furchtſam ſtieg ich die Treppe hinauf, die ſchlecht gehalten war. Eine Beklemmnis begleitete mich hinauf, und da ſah ich das dunkle Zimmer wieder, in welchem ich ehemals logiert hatte, aber es war ein anderes Zimmer. Ich kannte es nicht mehr. Es glich einem Sarg, und ein eiſiger Schauer lief mir über den Rücken. Ich ging nun auf die Suche nach einer Frau, die ich geliebt hatte, aber die Leute ſchauten mich fremd und verſtändnislos an, als habe ich mich nach einer Frau erkundigt, die vor tauſend Jahren lebte. Wie ſüß, wie liebevoll war ſie geweſen. Ich fühlte noch die ſanften Liebkoſungen ihrer Hand auf meiner Stirn, und es war mir, wie ich nun ſo meines Weges weiterging, als ſollte ſie auf mich hinzutreten und mich küſſen. Aber es begegnete mir niemand, der mich kannte. Alles, alles war fremd.

Mir war nichts wert, und ihnen allen, den fremden Leuten, war ich nichts wert. Ich drehte der Stadt den Rücken und wanderte weiter.

Spaziergang

Ich habe einen wohligen, kleinen, appetitlichen Spaziergang gemacht, leicht und angenehm wickelte er ſich ab. Ich ging durch ein Dorf, dann durch eine Art von Hohlweg, dann durch einen Wald, dann über ein Feld, dann wieder durch ein Dorf, dann über eine eiſerne Brücke, unter welcher der breite, ſonnige, grüne Strom vorüberfloß, dann den Strom langſam entlang und ſo fort, bis es Abend wurde. Doch ich muß wieder zu dem Wald zurückkehren. Übrigens werde ich ſehr wahrſcheinlich auch über die Brücke noch etwas zu ſagen haben. Im Wald war es ſo heilig-ſtill, ſo feierlich, und als ich aus dem feuchten, dunkelgrünen Tannenwald herauskam, ſah ich am Rand des Waldes zwei Kinder, die Holz zuſammengeleſen hatten, und die ſo helle Geſichter und Arme hatten. Die Winterſonne warf einen milden, goldenen Wunderglanz über den Feldhügel, über grüne Wieſen und dunkelbraunes Ackerland. Kahle, ſchwarze Bäume ſtanden in der Sonne. Da ſah ich, indem ich ſo ging, ein neues Kindergeſicht, ein ſüßes, welches mich anlächelte. Und dann kam ich, wie geſagt, zu

der Brücke, die ganz im Golde und im Silber der Sonne ſchimmerte und zuckte. Wonnig und großartig floß das Waſſer unter der Brücke. Später, im Feldweg, begegnete mir eine Frau, deren ich mich darum erinnere, weil ſie mich ſo freundlich grüßte. Da dachte ich: „Welch ein Vergnügen iſt es doch, unter den Menſchen ſein zu dürfen.“ Die Häuſer am anderen Ufer des Fluſſes ſtanden ſo ſchön, ſo frei auf der grünen Anhöhe, und die Fenſter waren voll gelben Schimmers. Eine Schar Vögel flog in den brennenden Abendſchimmer hinein. Ich verfolgte mit meinen Augen die Kette, bis ſie verſchwand. Eine Seite der Welt war ruhig und warm und dunkel, die andere war kalt und goldig und ſchimmernd-hell. Ruhig, Schritt für Schritt, ging ich weiter, bis ich einbog ins Land. Alsdann ſah ich einige Leute, eine Frau und ein Kind unter abend-ſchwärzlichen Bäumen. Ihre Augen ſahen mich ſo fragend an. Dann ging ich neben einem Haus vorbei, das ganz allein auf freiem weiten Felde ſtand, ein zierliches, wunderſeltſames altes liebes Gärtchen davor oder daneben. Das Gärtchen umzäunt von einer wunderlichen, phantaſtiſchen Hecke. Nun wurde mir mit einem

Mal alles zu Traum, Liebe und Phantaſie. Alles, was ich jetzt anſchaute, nahm große und hohe Form an. Die Gegend ſelber ſchien zu dichten, zu phantaſieren. Sie ſchien über ihrer eigenen Schönheit zu träumen. Das Land war wie verſunken in ein tiefes, muſikaliſches Denken. Ich blieb bezaubert von der Schönheit, die mich umgab, ſtehen und ſchaute mich aufmerkſam nach allen Seiten um. Es war Abend geworden, das Grün ſprach eine herrliche abendliche Sprache. Farben ſind wie Sprachen. Dem Haus, bei dem ich ſtand, hing das Dach in die Fenſter hinab wie eine Kopfbedeckung in die Augen. Sind nicht die Fenſter die Augen der Häuſer? Ich mußte jetzt zum Halbmond hinaufblicken, der hoch über dem Waldberg ſtand. Wunderſam war es mir, zu ſehen, wie die dunkle Erde ſo warm, ſo geſellig, ſo wohlig-ruhig dalag, und wie der Mond da oben in der ſchimmernd-blaſſen und kalten Himmelseinſamkeit ſchwebte und glänzte. Seine Farbe war ein ſcharfes, eiſigkaltes Silbergrün. Göttlich ſchön und unausſprechlich dunkel ſtand der Wald mit ſeinen reizenden Tannenſpitzen unter dem graziöſen Herrſcher, dem herrlichen Mond. Ich kam an einem anderen Haus vorüber, eine

Frau ſtand an der Tür, und ein Kätzchen kauerte neben ihr. Ich ging mit meinen Gedanken in das Haus hinein und blieb mit ihnen darin wohnen. „Wie ſind Menſchen und Häuſer einander ähnlich,“ ſagte ich murmelnd zu mir ſelber. Dunkler und dunkler wurde es. Abende ſind Gottheiten, und im Abend iſt man wie in einer ſüßen, hohen, wehmutreichen Kirche. Am blaſſen Himmel ſtand jetzt ein feuriges, ſüßes Rot. Es war, als ſei der Himmel eine Wange, die vor Glück und vor Seligkeit erglühe. Ein Bauernburſche führte eine braune Kuh neben mir vorüber. Die kleinen Dorfkinder ſagten gar wunderſchön aus dem zunehmenden Abenddunkel heraus guten Abend. Alle Geſichter waren rötlich angeglüht vom roſig-glühenden Abendrot. Schon zeigten ſich die Sterne. Da war gerade das Wirtshaus am Weg. Ich ging hinein.

Das Kätzchen

Ich kam nur eben vom Berg herab in eine kleine, nette, altertümliche Vorſtadt hinein. Ein Haus ſtand da, das war ſo zart, als blinzle es mit ſeinen Augen, will ſagen, mit ſeinen Fenſtern. Eine alte Frau ſtand an der Straße und ſtreckte ihren Kopf in eines der Fenſter, ſie führte wohl ein gehäkeltes Geſpräch mit einer Nachbarin. Aber die Hauptſache iſt: ich ſah vor dem Haus eine Katze, nein, keine Katze, ſondern ein junges Kätzchen, gelb und ſchneeweiß von Farbe. Durchs Fenſter, welches geſchloſſen war, ſah ich eine gute alte Frau an der Nähmaſchine ſitzen und fleißig nähen. Ganz entzückt von dem lieben kleinen Kätzchen blieb ich ſtehen, um das Tier ſorgfältig zu betrachten, welches da ganz ſtill ſaß, den Schwanz zwiſchen die Vorderpfoten geringelt. Die Frau ſah, daß da ein fremder Mann ſo ſtill ſtand, ſie trat ans andere Fenſter, das offen war, und ſchaute zu mir heraus mit freundlichen Augen. „Ach ſo," ſagte ſie, „Sie ſchauen ſich wohl die Katze an." „Ja," ſagte ich. Das Kätzchen ſchaute zu der Frau hinauf und ließ ein kleines, feines, ſüßes Miauen vernehmen, wobei es die Zähn-

chen zeigte. Ich grüßte die Frau und ging weiter. Noch aber bog ich mich einmal zurück und ſah, wie das Kätzchen nach einem dürren Blatt haſchte. Wie der Wind wirbelte das liebe muntere Tier herum. Wirklich wehte auch gerade der Seewind. Ich kam durch die Stadt, die nur eine einzige, dafür aber breite Straße beſitzt. Nun, und da kugelten zwei Jungen am Boden, zwei drollige Jungen, noch nicht einmal für die Schule reif. Was vermag ich noch beizufügen? Nicht ſonderlich viel. Ein großes altersgraues Schloß war da, und daneben floß ein Strom. Ich ging heim, und während ich ſo heimwärts ging, hatte ich immer noch in Gedanken mit dem gelben und weißen Kätzchen zu tun. Wie man doch nur achten mag auf ſo kleinliche Dinge.

Tannenzweig, Taſchentuch und Käppchen

An einem Vormittag ſtieg ich den waldbeſetzten, ſteilen Berg hinauf. Es war heißes Wetter, und der Aufſtieg koſtete mich manchen Schweißtropfen. Der grüne Wald glich an Helligkeit und Schönheit einem Lied. Wie ich oben auf der Höhe ankam, konnte ich ſo recht frei in die weiße ſchimmernde Tiefe blicken. Das tat ich, und ich konnte mich an der herrlichen Ausſicht gar nicht ſatt ſchauen. Wie ſchön, wie wohltuend iſt eine Ausſicht von einem hohen Berge. Der Blick ſchweift in die weite, umflorte, helle Ferne und ſteigt nieder in die wohllüſtige, göttlich-ſchöne Tiefe. Wunderſames Blau war am Himmel. Der Himmel zerfloß in ſüßem Blau, war ganz getränkt von Blau. Blau und grün und die goldene Sonne ſtimmen wunderbar zuſammen, gleich einem ſüßen, milden, dreiſtimmigen, freundlichen Lied, wo jede Stimme ſich um die andere ſchlängelt, wo jede Stimme die andere liebkoſt und küßt, wo alle drei ſeligen, glücklichen Stimmen einander umwinden und umſchlingen. Ich kam nachher zu einer Bank

mitten im kühlen, grünen, hohen Tannenwald gelegen, und was ſah ich darauf liegen? Einen Tannenzweig, ein Taſchentüchelchen und ein Puppenkäppchen. Wie ſtimmte mich nun wieder dieſer neue Anblick fröhlich, wo mich vorher der Anblick der Naturhöhe und -tiefe beglückt, berauſcht und erheitert hatte. „Ein Kind muß hier geweſen ſein und hat dieſe lieben Zauberſachen hier liegen laſſen," ſagte ich, indem mich ein Lächeln ankam, zu mir ſelber. Der grüne Tannenzweig lag auf dem kindlich weißen, zarten und blaſſen Taſchentuch ſo weich, und das Käppchen, wie lächelte es den aufmerkſamen Beſchauer ſo freundlich, ſo naiv an. „O Gott, o Gott," rief es in mir, „wie iſt die Welt durch das Daſein ſüßer, lieber, unſchuldiger Kinder ſchön und ewig, ewig wieder gut. Daß man doch nie aufhöre und immer wieder von neuem anfange, an die Güte, an die Schönheit, an das Glück, an die Größe und an die Liebe der Welt zu glauben." Noch warf ich auf Tannenzweig, Taſchentuch und Käppchen raſch einen Blick und eilte weiter, denn es ging gegen Mittag, und ich wollte punkt zwölf beim Mittageſſen ſein.

Der Mann

Einmal ſaß ich in einem Reſtaurant am Viehmarktplatz. Es ſitzen dort mitunter ſehr feine Herren, doch von den feinen Herren will ich nicht reden. Feine Herren bieten gar wenig Intereſſantes dar. Wollen unterhalten ſein, ſind ſelber abſolut nicht unterhaltend. Ein Mann ſaß in einer Ecke, der hatte einen heiteren, gütigen, freien Blick. Seine Augen ruhten wie in unabſehbaren Fernen, in Ländern, die mit der Erde nichts zu tun haben. Der ſpielte alſogleich auf einer Art von Flöte, daß alle die, die im vornehmen Reſtaurant ſaßen, die Augen auf ihn richteten und auf ſeine Muſik lauſchten. Wie ein großes, gut gelauntes, ſtarkes Kind ſaß der Mann da mit ſeinen ſonnigen Augen. Nachdem das Flötenkonzert vorbei war, kam ein Klarinett an die Reihe, welches er nicht minder vortrefflich ſpielte und handhabte wie die Flöte. Er ſpielte ſehr einfache Weiſen, aber er ſpielte ſie vorzüglich. Hierauf krähte er wie ein Hahn, bellte er wie ein Hund, miaute er wie eine Katze und machte er mu! wie eine Kuh. Er hatte ſichtlich ſeine eigene Freude über die

verſchiedenen Töne, die er zum Beſten gab, doch das Beſte kam hinterdrein, denn jetzt zog er aus einem Henkelkorb, den er unter dem Tiſch ſtehen hatte, eine Ratte hervor und ſpielte liebes Kindchen mit ihr. Er gab der Ratte von ſeinem Bier zu trinken, und es zeigte ſich deutlich, daß Ratten ſehr gerne Bier trinken. Ferner ſteckte er das Tier, vor dem alle vernünftigen Menſchen einen ſo entſchiedenen Abſcheu haben, in die Rocktaſche, und zu guter Letzt küßte er es auf ſein ſpitziges Maul, wobei er fröhlich vor ſich hin lachte. Eigentümlich war der Mann mit dem verſonnenen, verlorenen Ausdruck in den glänzend-klaren Augen. Ein Freund der Muſik und ein Freund der Tiere war er. Sehr ſonderbar war er. Er machte auf mich einen tiefen, zum mindeſten doch nachhaltigen Eindruck. Überdies ſprach er ſehr gut franzöſiſch.

Das Pferd und die Frau

Daß ich zwei kleine Erinnerungen aus der Großſtadt doch nicht vergeſſe niederzuſchreiben. Die eine betrifft einen Pferdekopf, die andere eine alte arme Streichholzverkäuferin. Um beide Dinge, um das Pferd ſowohl wie um die Frau iſt es Nacht. In einer Nacht, wie in ſo vielen anderen Nächten, die bereits verbummelt und in das Vergeſſen hinabgeſchüttet waren, zog ich im eleganten, gleichwohl aber nur geliehenen Überzieher durch die Straße, als ich an einer der belebteſten Stellen ein Pferd, das vor ein ſchweres Fuhrwerk geſpannt war, erblickte. Das Pferd ſtand ſtill da im undeutlichen Dunkel, und viele, viele Menſchen eilten an dem ſchönen Tier vorüber, ohne ihm eine Spur von Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Auch ich eilte, ich hatte es ſehr eilig. Ein Menſch, der beſtrebt iſt, ſich amüſieren zu gehen, hat es ſtets furchtbar eilig. Doch betroffen durch den wunderbaren Anblick des weißen Pferdes in der ſchwarzen Nacht blieb ich ſtehen. Die langen Strähnen hingen dem Tier herab bis zu den großen Augen, aus denen eine unnennbare Trauer ſchaute. Un-

beweglich, als ſei es eine weiße Geiſtererſcheinung, aus dem Grab herausgeſtiegen, ſtand das Pferd da, mit einer Ergebenheit und Duldung, die an Majeſtät mahnte. Doch weiter riß es mich, denn ich wollte mich ja amüſieren. Auch in einer anderen Nacht war ich auf dem Sprung in das nichtswürdige Vergnügen. Allerlei Lokale hatte ich bereits durchſtreift, da bog ich in eine finſtere Straße hinein, und da rief's mich aus dem Dunkel an: „Streichhölzchen, mein junger Herr.“ Eine alte arme Frau hatte dermaßen gerufen. Ich blieb ſtehen, denn ich war gerade voll herzlich guter Laune, griff in die Weſtentaſche nach einem Geldſtück und gab es der Frau, ohne ihr von ihrer Ware etwas abzunehmen. Wie ſie mir da dankte und mir Glück in die dunkle Zukunft wünſchte. Und wie ſie mir ihre alte, kalte, magere Hand darreichte! Ich ergriff die Hand und drückte ſie, und froh über das kleine Erlebnis lief ich meinen Weg weiter.

Die Handharfe

Ich ſtand in der finſteren, ſternenloſen Nacht an einer Straße, die hinauf ins Gebirge führt. Da kamen mit Muſik und luſtigem Geſpräche drei Knechte oder Burſchen an mir vorüber und gingen im kecken Taktſchritt weiter. Bald umfing ſie die Finſternis, und ich ſah ſchon nichts mehr von ihnen, aber die Handharfe, welche einer von den dreien kunſtgerecht ſpielte, drang zurück aus dem Dunkel und bezauberte mein Ohr. Im Spiel der Handharfe ſind bisweilen ſimple junge Leute große Meiſter. Dieſes Inſtrument bedarf einer ſtarken, feſten Fauſt, und hieran laſſen es Burſchen aus den Bergen gewiß nicht fehlen. So ſtand ich denn und lauſchte. Der prächtige, königliche Ton, ſanft, groß und warm, ging mit den Burſchen in immer weitere Ferne. Sie mochten jetzt im Walde angelangt ſein, der Ton wurde weicher und leiſer, in Wellen ſtieg er auf und nieder. Ich dachte über einen Vergleich nach und verglich den Klang mit einem Schwane, der tönend durch die Finſternis gleite. Bald war alles ſtill. In den Berggegenden ziehen die Knechte gerne handharfe-

ſpielend vor die Häuſer, in denen ihre Mädchen wohnen. Auch die drei Burſchen gingen zu einem Mädchen.

Die Fee

Ein armer, junger Wanderburſche, eine Art umherziehender Dichter, kam auf einer ſeiner wilden Wanderungen vor ein artiges, graziöſes Schlößchen, das ganz im leichten, hellen, ſüßen Frühlingsgrün verſteckt war. Aus einem Fenſter ſchaute eine Frau und weil der junge Mann ſo ſtill ſtand und zu ihr aufſchaute, ſo gefiel es der Dame, die eine Fee oder etwas Feeähnliches war, zu ihm zu ſagen, er ſolle doch zu ihr hineinkommen. Das tat der Burſche, und aufs Allerfreundlichſte hieß ihn die ſchöne Frau willkommen. „Bleibe doch bei mir“, ſagte ſie zu ihm, „was willſt du nur immer weiter und weiter wandern?“ Eine Zeitlang blieb der Burſche bei ihr, eine Zeitlang gefiel ihm das Leben bei der ſüßen, lieben, hohen Fee. Doch bald ſtellte ſich in ſeiner Bruſt die Wanderſehnſucht wieder ein. Er wurde traurig, und er kam ſich wie verſteinert vor. Das Marſchieren fehlte ihm. „Was haſt du? Gefällt es dir nicht mehr bei mir?“ fragte die Frau den Veränderten. Er gab aber keine Antwort, ſondern ſchaute zum Fenſter hinaus in die grünliche, bläuliche Ferne, wo für ihn der ganze

Genuß des Daſeins lag. Die Fee wollte ihn küſſen, doch er wich dem Kuſſe aus. Sie ging aus dem Zimmer und weinte. Das ging ſo eine Weile, bis endlich der Burſche eines frühen Morgens reiſefertig vor der lieben Dame ſtand, um Abſchied von ihr zu nehmen. Göttliches, bezauberndes Morgenrot brannte am Himmel, und die Vögel auf den grünen Zweigen ſangen ſo verführeriſch. „Ich will, ich muß gehen," ſagte er, „ich muß wieder hinauswandern in die weite Welt. Ich ſterbe hier, ich fühle es. Ich muß meine Beine brauchen. Ich muß Landſtraßenluft einatmen, und wenn auch das Eſſen noch ſo ſchlecht iſt, ſo will ich doch lieber wieder im dürftigen Speiſehaus eſſen als hier im reizenden Schloß, wo ich träge bin. Laſſen Sie mich ziehen und haben Sie Dank für die vielerlei Freundlichkeit, die Sie mir zu genießen gegeben haben." So ſprach der unkluge Burſche, und ohne auf das zu achten, was die Fee ſagte, ging er weg, und indem er wegging, ſang er mit lauter, friſcher, fröhlicher Stimme ein Burſchenlied in die offene, ſchöne, warme Welt hinein. Weg war er, und die Fee hat ihn nie mehr wieder geſehen.

Kleine Wanderung

Ich lief heute durch das Gebirge. Das Wetter war naß, und die ganze Gegend war grau. Aber die Straße war weich und ſtellenweiſe ſehr ſauber. Zuerſt hatte ich den Mantel an; bald aber zog ich ihn ab, faltete ihn zuſammen und legte ihn auf den Arm. Das Laufen auf der wundervollen Straße bereitete mir mehr und immer mehr Vergnügen, bald ging es aufwärts und bald ſtürzte es wieder nieder. Die Berge waren groß, ſie ſchienen ſich zu drehen. Die ganze Gebirgswelt erſchien mir wie ein gewaltiges Theater. Herrlich ſchmiegte ſich die Straße an die Bergwände an. Da kam ich hinab in eine tiefe Schlucht, zu meinen Füßen rauſchte ein Fluß, die Eiſenbahn flog mit prächtig weißem Dampf an mir vorüber. Wie ein glatter, weißer Strom ging die Straße durch die Schlucht und wie ich ſo lief, war's mir, als biege und winde ſich das enge Tal um ſich ſelber. Graue Wolken lagen auf den Bergen, als ruhten ſie dort aus. Mir begegnete ein junger Handwerksburſche mit Rucksack auf dem Rücken, der fragte mich, ob ich zwei andere junge Burſchen geſehen habe. Nein, ſagte ich. Ob ich ſchon von weit her

komme? Ja, ſagte ich, und zog meines Weges weiter. Nicht lange, und ſo ſah und hörte ich die zwei jungen Wanderburſchen mit Muſik daherziehen. Ein Dorf war beſonders ſchön mit niedrigen Häuſern dicht unter den weißen Felswänden. Einige Fuhrwerke begegneten mir, ſonſt nichts, und ein paar Kinder hatte ich auf der Landſtraße geſehen. Man braucht nicht viel Beſonderes zu ſehen. Man ſieht ſo ſchon viel.

Wirtshäuſelei

Eines Tages, im heißen Sommer, geſchah es, trug es ſich zu und machte es ſich, daß ich mich ganz furchtbar für Gaſtſtuben intereſſierte. Ich weiß nicht, ob es ein Zauberſpuk war, genug, es zog mich bald in dieſes, bald in jenes Wirtshaus hinein. Meiſtens ſind ja die Wirtshäuſer auch gerade ſo ſchön bequem an der Straße gelegen. Und kurz und gut, ich kehrte dir, lieber Leſer, da und dort hübſch artig und ſolid ein. Ich bin ſonſt ein ſehr, ein ſehr ſolider Menſch, doch an dieſem Tag erreichte ich den Gipfel alles deſſen, was handwerksburſchenhaft und unſolid iſt. Wie eine Leidenſchaft war es über mich gekommen, daß ich alles, was einem „Schwanen“, einem „Löwen“, einem „Bären“, einer „Krone“ oder einem „Rebſtock“ ähnelte, unterſucht und erforſcht haben mußte. Bald war es ein Zweier, bald ein Dreier und bald ein halber Liter, was ich trank, und ich trank mit dem größten Vergnügen beides, Rot- wie Weißwein. Wollte ich ein Weinkenner werden? Lag eine dunkle Abſicht in mir, mich zum Weinhändler und -ſchmecker auszubilden? War das Ganze eine Phantaſie? Ein

Traum? Nein, nein, es war Wirklichkeit. Die Sonne, o wie lächelte ſie ſo ſüß auf den heiterblauen Tag herab, den ich vertrank. Und ſo ging es von einer Einkehrsgelegenheit recht manierlich in die nächſtbeſte andere. Es war ein Einkehren und draus wieder Herausfegen, und als die Sonne unterſank, hatte ich etwas ſo Schönes, etwas ſo rätſelhaft Schönes im Beſitz. Etwas Herrliches hatte ich mir zu eigen gemacht. Ich beſaß Reichtümer, unerhörte Reichtümer, es flimmerte und tanzte mir vor den Augen. Kaum vermochte ich noch zu gehen, ſo ſtark drückte eine holde, reiche Laſt auf mich herab. Das Gehen kam mir wie ein fremdartiges, unbegreifliches Etwas vor, und eine Luſt war in mir, umzufallen und friedfertig am Boden liegen zu bleiben. Was hatte, was hatte ich denn nur jetzt? Was war's, was ich an mich geriſſen, was ich mir erobert hatte? Ich beſann und beſann mich, aber ich vermochte es mir nicht zu erklären.

Der Morgen

Geſtern bin ich früh aufgeſtanden. Ich ſchaute zum Fenſter hinaus. In der Ferne, über dem Waldrücken war der Himmel glühend rot. Es war noch vor Sonnenaufgang, die Welt war kalt und dunkel. Das Hochgebirge zeichnete ſich mit ſeinen zackigen Gipfeln herrlich-groß und dunkel im brennenden Morgenrot ab. Ich zog mich raſch an, und ging hinunter, um in den wundervollen, friſchen Wintermorgen hinauszugehen. Der ganze Himmel war voll rötlichen Gewölkes. Im Dorf, das nur wenige Schritte von unſerer Stadt entfernt iſt, war die glänzende, roſige Straße voll Schulkinder, die eilig zur Schule liefen. Rührend erſchienen mir die zahlreichen jungen Geſtalten in ihrer Emſigkeit in dem goldenen Morgen, der ſilberig glänzte. Eine ſeltſame, jugendliche Klarheit wehte, gleich einem friſchen Wind, durch die Gaſſe. Auch wehte ja der Morgenwind und einige welke Blätter fingen über die Straße an zu tanzen. Prächtig ſchimmerte der Glanz des Göttermorgens durch die Äſte der kahlen Bäume. Ich atmete aus voller Bruſt die köſtliche Luft ein, einige Häuſer ſchimmerten grünlich, andere

ſtrahlten in ſüßem, reinem Roſarot, und das Grün der Wieſen war ſo friſch. Aus der Nacht und ihrem Dunkel war alles hell und unſäglich freundlich aufgeſtanden. Die Geſichter der Menſchen leuchteten ſo morgendlich. Die Augen blitzten und glitzerten, und am Himmel ſchimmerten noch die Sterne in überirdiſcher, verzehrender Schönheit. Überall ein Glanz und ein Wind. Der Wind fegte daher wie jugendliche Hoffnung, wie neue, nie empfundene Zuverſicht. Alles bewegte ſich, die Wäſche flatterte und knatterte, der Eiſenbahnrauch flog auf und verlor ſich. Auch ich verlor mich. Ich war wie verzaubert, wie neu geboren, und voll Entzücken ſchaute ich zum Morgenrot hinauf, wo das ſelige, goldene Gewölke ſchwamm. In Herrlichkeit und in Seligkeit zerrinnend löſte es ſich auf, und da trat die Sonne hervor, der Tag war da.

Der Ausflug

Ich ging aus der Stube auf die Straße. Es war zu ſchönes Wetter, ich vermochte nicht das ſchöne Wetter zu betrachten und dabei zu Hauſe zu bleiben. Mild wie ein kleines, artiges Kind ſah die Welt aus, ſo ſtill und hell, ſo freundlich-grünlich. Gravitätiſch und ernſthaft ſchritt ich vorwärts wie einer, der einen wichtigen Gang zu machen hat, etwa wie ein ſanfter, geſetzter Steuereinnehmer oder faſt wie ein Notar, der über das Land läuft. Es iſt mir zur Gewohnheit geworden, ſtets ſo aufzutreten, wie wenn ich Wichtiges und Nützliches im Sinne hätte. Man ſieht gut aus ſo, und die Leute achten einen. Beim Bahnübergang mußte ich warten, aber ich blieb ganz gern eine kleine, feine Weile ſtehen. Alsdann und ſo ging es weiter, durch ein Dorf, das ganz in Lieblichkeit gebadet daſtand, durch einen Wald, zum Wald wieder hinaus über ein Feld durch ein anderes Dorf. Stellenweiſe war der Weg recht pappig, breiig und ſchmutzig. Da tat ich, als ſei ich weiß wunder wie entſetzt über die Unreinlichkeit, wie der feinſte Herr der Welt. Das Dorf war groß und ſchön, und da ſtand auf der grünen ſanften An-

höhe ein Bauernhaus, eine rechte Pracht von einem Haus. Spielende Kinder auf der Landſtraße und alles ſo leiſe, ſo dunkel, ſo hell und ſo weich. Es war, als erwarte die ganze Welt etwas Liebes und Schönes, ſtehe darum ſo zart da, ſo ſtill. Das Dorf hatte ein ſo kluges, geſcheites Ausſehen, und das Wirtshaus ſtand ſo impoſant an der Straße, daß ich recht ordentlich Reſpekt vor ihm bekam und kaum an ihm aufzuſchauen wagte. Auch war die geſtrenge Ortspolizei in nächſter Nähe, bei deren Anblick ich mir ſo eigentümlich vagabundenhaft vorkam. O das Gehen in die weite, ſaubere, ſtille Welt hinein iſt eine Königsluſt. Ein zweites Dorf tauchte bald danach auf. Dann ging ich den Berg hinauf. Auf dem Berg oben ſtand in der Waldlichtung ein wunderſchönes, altes Gehöfte, ſo ſtolz, ſtill und einſam. Bald ging ich wieder bergabwärts, durch den winterlich kahlen Wald. Abends war ich zu Hauſe, gerade ſchön pünktlich zum Abendeſſen. Ich bin und bleibe halt ein ſonderbarer Freund der Pünktlichkeit.

Schnee

Wir haben hier Schnee, lieber Freund, ſoviel du begehrſt und du Luſt haſt. Das ganze Land iſt dick mit Schnee bedeckt. Wohin man blickt: Schnee; Schnee da und Schnee dort. Auf allen Gegenſtänden liegt er, und die Leute unſerer Stadt, groß und klein, werfen ſich, um ſich ein Vergnügen zu machen, Schneebälle an. Die Kinder können ſoviel Schlitten fahren als ſie wollen, und das wollen ſie gern. Geſtern ſtieg ich im Schnee den Berg hinauf, und je höher ich kam, um ſo tiefer watete ich im tiefen, weichen Zeug. Nicht nur die Zweige und Äſte der Bäume, ſondern auch die hohen Stämme waren mit der weißen Laſt bedeckt. Es war nämlich Schneeſturm geweſen, und da fegte aus Weſten das tolle Schneeweſen daher, als wolle es von ſeitwärts die Welt mit Weiß überſchütten. Nimmt mich wunder, daß nicht Haus und alles zugedeckt worden iſt. Immer höher in den verſchneiten Wald hinauf ſtieg ich. Es ging nicht ab ohne einiges Ächzen, denn im friſchen tiefen Schnee läuft ſichs ſchwer. Ich zog den Hut vom ſchwitzenden Kopf ab wie im Sommer, und mein Wintermantel wurde mir

läſtig. Da hörte ich Axtſchläge. Ein junger Burſche ſtand ganz allein in der weißen, abendlichen Waldeinſamkeit und machte ſich mit einer Tanne zu ſchaffen. Weiterhin und ſo ſtieß ich auf ein ſonderbares unerwartetes Hindernis. Zwei große Tannen, vom Sturm zu Boden geriſſen, lagen ihrer ſtattlichen Länge nach mitten im engen Waldweg und verſperrten denſelben mit ihren weitausgreifenden Äſten. Doch ich arbeitete mich wacker durch und ging weiter. Schon wurde es finſter im weißen Zauberwald. Da ging ich bergabwärts, durch all den Schnee. Einmal warf es mich um, daß ich im Schnee ſaß, als habe ich mich zu Tiſch ſetzen wollen, um zu ſoupieren. Ich raffte mich auf, mußte lachen und beſchleunigte den Heimweg.

Der Blick

Eines Tages, im Sommer, es war in der Mittagsſtunde, und ich ging langſam nach Hauſe, um zum Eſſen zu gehen, begegnete mir in der Gartenſtraße des Villenquartieres, durch welches ich meine Schritte lenkte, in all der Hitze und in all der Stille, die auf der menſchenleeren, hellen, ja, man muß ſagen, grellen Straße herrſchte, eine ſo ſonderbare Frau, als je eine vor kürzerer oder längerer Zeit mir konnte begegnet ſein. Müde und matt, ſo, als ſehne ſie ſich im tiefſten Innern nach einer Befriedigung und Sättigung, ſchritt ſie auf der andern Seite der Straße daher und indem ſie mir näher kam, entdeckte ich an der edlen Haltung, die ſie nachläſſig und faſt verächtlich zur Schau trug, eingeborener Gewohnheit gehorchend, und an den koſtbaren Kleidern, daß ſie von vornehmem Stande ſein müſſe. Sozuſagen träge und eine halbe Intereſſiertheit ins Auge legend, ſchaute ich die fremde Dame kühl und ruhig an; ſie jedoch ſtrafte mich, den ſie ebenfalls anſchaute, mit einem langen und tiefen Blick voll Stolz und Klage. Es wollte mir ſpäter vorkommen, als ſei der Blick der ſchönen,

ſtolzen, unglücklichen Frau, bevor er mich getroffen habe, in den Himmel gedrungen und von hoch oben herab auf mich gefallen, und noch heute ſehe ich ihn, dunkelbraun und voll Glut, auf mich gerichtet, den Blick der Frau.

Der Heidenstein

In dem Wald, der, weil er so schön ist, mich immer wieder zu sich zieht, steht unter den hohen, schlanken, ernsten Tannen ein Stein, den die Leute den Heidenstein nennen, ein schwärzlicher, moosüberzogener Granitblock, auf welchen oft die Schulknaben klettern, ein wundersamer Zeuge aus uralten, wundersamen Zeiten, bei dessen sonderbarem Anblick man unwillkürlich stillsteht, um über das Leben nachzudenken. Still und hart und groß steht er inmitten des lieben grünen heimeligen Waldes da, gewaschen von unzählbaren Regengüssen, versteckt im Bereiche der schweigenden treuherzigen Tannen, Bild der Vergangenheit, Ausdruck der schier ewigen Beständigkeit und als ein Beweis vom unausdenklichen Alter der Erde. Oft schon bin ich vor dem schönen Stein stillgestanden, den zwei alte wunderliche Tannenbäume zieren, die auf dem ehrwürdigen Gestein Platz zum kräftigen Wachstum gefunden haben. Auch heute habe ich ihn wieder gesehen, und indem ich ihn so sah, sprangen mir folgende leise für mich hingemurmelte Worte über die Lippen: „Wie schwach und

weich und leichtverletzlich iſt doch das Menſchenleben, verglichen mit deinem Leben, du alter, unzerſtörbarer Stein, der du lebſt vom Beginn der Welt an bis heute, der du leben und ſtehen wirſt bis an das fragwürdige Ende alles Lebens. Dich ſcheint das Alter eher zu feſtigen und zu kräftigen, als anzugreifen und zu ſchwächen. Rings in der Gegend ſterben die empfindlichen Menſchen. Geſchlechter folgen auf Geſchlechter, die, Träumen ähnlich, und dem bloßen, zarten Hauch verwandt, auftauchen und verſchwinden. Dir iſt keine Schwäche bekannt. Ungeduld iſt dir fremd. Gedanken rühren dich nicht an und das Gefühl tritt nicht bis zu dir. Und doch lebſt du, biſt lebendig, führſt dein ſteinern Daſein. Sage mir, lebſt du?“ — Voller ſonderbarer Fragen, voller Ahnungen entfernte ich mich von dem merkwürdigen alten, trotzigen, ſteinharten Geſellen, und ich hatte das Gefühl, als ſei er ein Zauberer, als ſei der Wald durch ihn verzaubert.

Der Waldberg

Ich bin um den einen von den beiden länglichen Waldbergen, die unſerer Stadt naheliegen, herumgegangen, wobei ich drei bis vier freundliche, kluge, ſtille und ſehr, ſehr liebe Dorfſchaften zu ſtreifen, zu berühren und zu paſſieren hatte. Wie ich mich entſinne, war das Wetter ein winterliches-freundliches. Indeſſen ließ die Landſtraße da und dort an Sauberkeit und ſchöner, feiner Glätte zu wünſchen übrig, was als großes Unglück nun auch nicht gerade bezeichnet werden kann. Gibt es ja doch Schuhputzer, die einem ſpäter das ſtark in Anſpruch genommene Schuhwerk wieder reinigen und in Ordnung ſetzen können. Die Welt gewährte einen grünen, hauchartigen Anblick. Die Farben waren ſehr zart, und was die Formen und Erſcheinungen betrifft, ſo begegneten mir auf der Straße einige Fuhrleute mit Fuhrwerken, ſowie eine alte behäbige, korbdahertragende Bauersfrau und ein ſtädtiſcher mürriſcher Händler. Zur linken Seite hatte ich fortlaufend und mit mir, dem Fußgänger, gleichſam weitermarſchierend, den Waldberg, während zur Rechten ſich eine zarte, ſchöne

Ebene erſtreckte, mit Feldern und Äckern und Moorlandſchaft. Ein kleines Landſtädtchen mit Kirchturm in der Ferne und ein Stück Fluß, und in einiger Nähe drei Frauen, die im Feldweg arbeiteten. Sie lachten und redeten miteinander, als ſie den einzelnen Wanderer ſo wacker und fleißig dahermarſchieren ſahen. Ich muß und will gerne geſtehen, daß ich, wenn ich ſchon einmal marſchiere, es mit einem gewiſſen ſichtlichen Eifer und Ernſt tue, daß mir jedermann anmerkt, wie ich dabei genieße, eine Offenherzigkeit, für die ich mich nicht ſchelten möchte. Ich kam nun in ein Dorf und trat ohne viel Beſinnen ins heimelige, einladende Dorfwirtshaus, wo ich mir ein Glas Bier geben ließ. Nicht lange, und ſo traten zwei der ſchönſten Bauerntypen herein, der eine langnaſig und mittelalt, der andere ſo alt und dabei ſo fröhlich, wie nur ein alter, ſteinalter Landmann ſein kann, der auf ein Leben voller Arbeit und Mühſal gütig und heiter zurückblickt und faſt — herabblickt. Der Langnaſige hatte eine Tabakspfeife im Munde ſo trefflich eingeklemmt, daß es ausſah, als ſei die Pfeife ein Teil des Geſichtes. Sein Geſicht war das ſchönſte Tabakspfeifengeſicht, das ich je ſah, und es war

unmöglich, ſich das Geſicht ohne Pfeife vorzuſtellen. Die beiden wackeren kernigen Erſcheinungen ſetzten ſich, nicht ohne vorher ein wenig ſich zu beſinnen, zu mir an den Wirtstiſch und verlangten vom Mädchen ein Bäzzi- oder ſogenanntes Druſenwaſſer. Ich erkundigte mich ſogleich nach der Beſchaffenheit ihres Schnapſes oder Branntweines, und beide Leute beeilten ſich, mit mir zu konverſieren, was eine gar freundliche und erquickliche Unterhaltung abgab. O es iſt ſo ernſt, ſo ſchön, mit Menſchen zu reden, die es hart haben im Leben. Der alte Bauer war niemand anders als der Dorfälteſte. Wie rührend erſchien er mir. Ihm zu Ehren trank ich zwei Gläſer über den eigentlichen Durſt hinaus und verweilte länger im Gaſthaus als ich zuerſt wollte. Dann ging ich. Ich zog den Hut vor den beiden, und ſie beide lüpften oder beſſer lüfteten die Kappen, und ſo zog ich hinaus, gleich einem kecken, gutgelaunten Wanderburſchen, auf die Straße, auf welcher es bereits Abend war, und nun ging es leiſe, ſtill und ſchön in die Welt und nachher in die Nacht hinein. Viele liebe, rötlich-blaſſe Dorfkindergeſichter ſah ich noch, und immer war der gute, herzliche, waldige Berg ſo warm und ſo

heimatanmutig mir zur Seite. Endlich kam ich auf einer feinen runden Straßenwindung um ihn herum. So hatte ich ihn denn umgangen und umlaufen und voller Stolz langte ich rechtzeitig zu Hause an.

Zwei kleine Sachen

I.

Es muß jedes zuallererſt für ſich ſelber ſorgen, damit es ſich überall leicht und ſorglos kann ſehen laſſen. In dir iſt eine Neigung, ſtets an das andere zu denken und dich ſelbſt zu vergeſſen. Sagt dir dafür das andere Dank, und kann es das? Man iſt nicht gern dankbar. Es will jedes ſich ſelbſt das, was es iſt, verdanken. „Das verdanke ich mir ſelbſt," ſagt eins gern. Indem du nun aber an jemanden bloß nur denkſt, haſt du ihm noch zu nichts geholfen, dich aber haſt du vielleicht ſchon bedeutend dabei vernachläſſigt. Weißt du, daß man die nicht liebt, die ſich vernachläſſigen.

II.

Ich ging ſo, und indem ich ſo meines Weges zog, begegnete mir ein Hund, und ich ſchenkte dem guten Tier alle ſorgfältige Beachtung, indem ich es ziemlich lange anſchaute. Bin ich nicht ein törichter Menſch? Iſt es denn etwa nicht töricht, eines Hundes wegen ſich auf der Straße aufzuhalten und koſtbare Zeit zu ver-

lieren? Aber indem ich ſo ging, hatte ich ganz und gar nicht das Gefühl, daß die Zeit koſtbar ſei, und ſo ging ich denn nach einiger Zeit gemächlich weiter. Ich dachte: „Wie iſt es doch heute heiß,“ und es war in der Tat recht warmes Wetter.

Herbſtnachmittag

Ich erinnere mich, einen ſchönen Nachmittag gehabt zu haben. Ich ging über das Land, einen gemütlichen Zigarrenſtumpen im Munde. Sonne ſtrahlte über die grüne Gegend. Im Felde arbeiteten Männer, Kinder und Frauen, der goldene Kanal floß mir zur linken Seite, und zur rechten hatte ich die Acker vor den Augen. Schlendrig ging ich weiter. Ein Bäckerwagen ſprengte an mir vorüber. Sonderbar iſt es, daß ich mich auf jede Einzelheit wie auf eine Koſtbarkeit ſo deutlich beſinne. Es muß eine große Kraft in meinem Gedächtniſſe ſein, ich bin froh darüber. Erinnerungen ſind Leben. So kam ich denn an manchem ſtattlich-heiteren und behäbigen Bauernhaus vorbei, die Bäuerin beſchwichtigte wohl etwa den Hund, der im Sinne hatte, den Fußgänger und fremden Mann anzubellen. Reizend iſt es, ſtill und gemächlich übers Land zu gehen und von ernſten, ſtarken Bäuerinnen freundlich gegrüßt zu werden. Ein ſolcher Gruß tut wohl wie der Gedanke an die Unvergänglichkeit. Es öffnet ſich ein Himmel, wenn Menſchen freundlich miteinander ſind. Die Nachmittags- und jetzt bald

Abendſonne ſtreute flüſſiges Liebes- und Phantaſiegold über die Straße und machte ſie rötlich zünden. Es war auf allem ein Hauch von Violett, aber eben nur ein zarter, kaum ſichtbarer Hauch. Hauch iſt nichts Fingerdickes zum Greifen, ſondern taſtet und ſchwebt nur über dem ſichtbaren und unſichtbaren Ganzen als ahnungsvoller Schimmer, als Ton, als Gefühl. Ich kam an einem Wirtshaus vorbei, ohne einzukehren; ich dachte das ſpäter zu tun. Im Behaglichkeitstempo ſchritt ich weiter, ähnlich etwa wie ein ſanfter, milder Pfarrer oder Lehrer oder Bote. Manch ein Menſchenauge guckte mich neugierig an, um zu enträtſeln, wer ich ſein könnte. Da wurde es im wunderbaren tönenden Lande immer ſchöner. Jeder Schritt leitete in andere Schönheit hinein. Mir war es, wie wenn ich dichtete, träumte, phantaſierte. Ein blaſſes, ſchönes, dunkeläugiges Bauernmädchen, deſſen Geſicht von der ſüßen Sonne überhaucht war, ſchaute mich mit dem glänzendſchwarzen Zauber ihrer Augen fragend an und ſagte mir guten Abend. Ich erwiderte den Gruß und zog weiter, zu Bäumen hin, die voller roter, goldener Paradieſesfrüchte hingen. Wunderſam leuchteten die ſchönen Äpfel in der

Abendſonne durch das dunkele Grün der Blätter, und über alle grünen Wieſen tönte ein warmes, heiteres Glockentönen. Prächtige Kühe von brauner, weißer und ſchwarzer Farbe lagen und ſtanden, zu anmutigen Gruppen vereinigt, über die ſaftigen Wieſen verſtreut, die ſich bis zum ſilbernen Kanal hinab erſtreckten. Ich hatte nicht Augen genug, um anzuſchauen, was es alles anzuſchauen gab, und nicht Ohr genug, um auf alles zu horchen. Schauen und Horchen verbanden ſich zu einem einzigen Genuß, die ganze weite grüne und goldene Landſchaft tönte, die Glocken, der Tannenwald, die Tiere und die Menſchen. Es war wie ein Gemälde, von einem Meiſter hingezaubert. Der Buchenwald war braun und gelb; Grün und Gelb und Rot und Blau muſizierten. Die Farben ergoſſen ſich in die Töne, und die Töne ſpielten mit den göttlich ſchönen Farben wie Freunde mit ſüßen Freundinnen, wie Götter mit Göttern. Nur langſam ging ich unter dem Himmelblau und zwiſchen dem Grün und Braun vorwärts, und langſam wurde es dunkel. Mehrere Hüterbuben kamen auf mich zu, ſie wollten wiſſen, wie ſpät es ſei. Später, im Dorf, kam ich am alten, großen, ehrwürdigen Pfarrhaus vorbei.

Jemand ſang und ſpielte drinnen im Haus. Es waren herrliche Töne, wenigſtens bildete ich es mir ein. Wie leicht iſt es, auf einem ſtillen Abendſpaziergang ſich Schönes einzubilden. Eine Stunde ſpäter war es Nacht, der Himmel glänzte ſchwarz. Mond und Sterne traten hervor.

Der Felſen

Sommerabend war's. Die Luft war mild. Ein lindes, leiſes Lüftchen wehte über den Felſen, auf welchem der weiße Pavillon ſteht. Er gleicht einem kleinen griechiſchen Tempel, und man kann ihn ſchon aus weiter Ferne ſehen, wie er ſo ſchlank aus dem grünen Gebüſch hervorragt. Der Felſen erhebt ſich ſteil über dem Rand unſeres Sees. Nur ſchmale Fußpfade führen über ihn, und daher muß man ſorgſam auf die Schritte achtgeben. Heute am ſchönen Sommerabend ſtanden allerlei ſtille Leute, Männer wie Frauen, am Geländer beim Pavillon und ſchauten in die farbige abendliche Tiefe hinunter, wo der See in ſeinem Glanze lag, von der Wärme und von den Abendwinden umſtreichelt. Das Waſſer glich einem ſüßen Spiegel an ſanfter ſchimmernder Unbeweglichkeit, und die da hinabſchauten, vermochten mit den Augen kaum aufmerkſam und innig genug zu ſchauen und ſich in das ſchöne große Bild zu verſenken. Das warme grüne Ufer hielt den ſilbernen, goldenen Abendſee wie mit zarten, liebenden Mutterhänden und -armen umſchloſſen, als ſei das Ufer die zärtliche,

wachſame Mutter und der See, der einem Traum an Schönheit glich, das unſchuldige Kind, an Süße und an Liebreiz mit nichts als allein nur mit ihm ſelbſt zu vergleichen. Alles ſo weit, ſtill und warm. Der leiſe Wind wehte aus unbeſtimmbarer Ferne wie ſchüchtern daher; er ſchien ſich leiſe zu freuen über ſich ſelber, er ſchien kaum recht zu wagen, daherzuſtreichen, er war wie ein Kind, das ſich die zarte, zaghafte Frage vorlegt: „Darf ich wohl, oder darf ich nicht?“ Ein Zagen, ein Zittern, ein Schweben, ein Liebkoſen, und zugleich alles ſo groß und ſo klein, ſo fern und ſo nah. Unbeſchreiblich und unfaßbar ſchön war es, wie das Dunkel nach und nach zunahm und die Tageshelle ſich in dem dunklen Golde verlor. Wie ein Gedanke ſich verliert in einen anderen, ſchwand der reiche, ſtolze Sommertag dahin. Zweierlei Gemälde kämpften miteinander. Ich ſchlug mich durch das dunkelgrüne Eichengebüſch, das im Abendlichte goldig ſchwamm, und kam zu einer Gruppe anmutig lagernder junger Burſchen, von denen einer ſagte: „Es iſt ein milder Abend heute.“ Aus dem See herauf klangen Stimmen und Liedertöne, und dazwiſchen drang der Ton einer Handharfe

warm und wunderſam zum Felſen hinauf, von welchem aus man die Boote und Gondeln unten auf dem lieben Waſſer hin und her gleiten ſehen konnte. Auf einem Felsvorſprung, der ein kühnes, graziöſes Luſtplätzchen bildete, lagen ein Mädchen und ein Burſche eng beieinander, die ſich in der Sommerabendſchönheit glücklich fühlten und ſich mit leiſem, zweiſtimmigem, ſüßem Singen und mit Händedrücken und mit fortwährendem Einander-Anſchauen die Zeit vertrieben. Ich blieb ſtehen, um zu lauſchen, was ſie ſich zu ſagen haben mochten. Doch ſie redeten kein Wort. Ganz in ein Schauen, in ein Sein und in ein Fühlen verſunken, lagen ſie da, ganz nur Genuß, ganz nur Genügen und Vergnügen. Jetzt küßten ſie ſich, und es ſah aus, als wollten ſie durch die ganze liebe warme Sommernacht an dem Kuſſe hängen bleiben. Ich ſtrich mich weg, tiefer in das dunkele Geſtrüpp, welches mir mit ſeinem Laub das Geſicht berührte. Es war jetzt Nacht geworden.

Die Eiſenbahnfahrt

Ich ſaß im Eiſenbahnwagen. Es war ſo hell, appetitlich und ſtill darin. Gleichſam achtungsvoll und ſo ſäuberlich ſtiegen die lieben einfachen Leute in den Wagen. Wer redete, der tat es ruhig und freundlich, wollte nicht prunken und auffallen damit. Einige der Männer rauchten Zigarrenſtumpen. Auch ich rauchte. Ein paar junge Soldaten waren da, die ſich gar nicht lärmend benahmen, vielmehr daſaßen wie artige Kinder. Sie machten aber einen durchaus ſoldatiſchen Eindruck. Die Kraft liebt zu ruhen, und die erlittene ſtarke Anſtrengung verhält ſich gern ſtill. So leis war es und ging es zu im Eiſenbahnwagen. Alsbald ſetzte ſich der Zug ganz fein und vorſichtig in Bewegung, als ſage er: „Nur hübſch ruhig. Wir gelangen ſchon ans Ziel.“ Wie ſchön war dieſe Fahrt; ich werde ſie nie vergeſſen. Warum vergißt man dieſes nie und anderes ſo bald? Das iſt ſonderbar und doch wieder leicht begreiflich. Sacht und ſanft alſo rollte unſer Wagen nun hinaus ins grüne, freie Weite. Die Welt ſah ſo weit und doch zugleich ſo nah, klein und eng aus. So wunderbar hell war's. Die höheren

Bergketten hatten noch Schnee; die Ebene aber duftete und grünte ſchon wie ſo recht mitten im lieblichen Frühling. Etwas Frühlingshaftes rumorte mir im Herzen. Ich war glücklich und wußte nicht warum. Am ſchönſten erſchien's mir, zu ſehen, wie friedlich alle meine Reiſegenoſſen im Wagen ſaßen. Heiterkeit und ein geſunder warmer Zweck drückte ſich auf ihren Geſichtern ab, und die Geſichter, wie waren ſie ſo hübſch verſchieden. Wir fuhren über eine Brücke. Manierlich baten die Bahnbeamten um die Fahrkarten. Ich hätte ſchwören mögen, nie ſo honette, brave Leute geſehen zu haben. Ich ſchaute immer aufmerkſam aus dem Fenſter, ſo recht der Welt, die da draußen ſich weit und breit erſtreckte, ins große gute Auge. Bauernhäuſer und -gärten und weiße Landſtraßen, Felder und grüne üppige Hügel und die lieben dunklen Wälder. Es ſah alles ſo ſauber, ſo wohnlich, ſo wohlhabend aus. Der Himmel zeigte ein ſchüchternes, feines Blau, und weiße Wolken zogen aus der Nähe in die Ferne und aus der Ferne in die Nähe. Es wechſelte alles ab. Alles war Gleichheit, Ähnlichkeit und doch auch Abwechſlung. So iſt es für mich am ſchönſten. Ich will nicht verblüfft,

ſondern gern nur ſtill immer wieder überraſcht ſein. Auf einer ländlichen Station ſtiegen Bauersleute ein, ſtattlich angezogen mit dem Sonntagskleid. Im Weſen und Benehmen des Bauern lag es wie kluge, einfache Feierlichkeit, und die Bäuerin war geradezu ſchön zu nennen durch einen Zug von Zurückhaltung, den ſie höchſt angenehm zur Schau trug. Weiter ging's. Artig und gedämpft lief und dampfte es vorwärts. Es war kein Raſen. Auch mit Gemächlichkeit wird ein Ziel erreicht. Grad erſt recht. Ah, das war eine recht, recht ſchöne Eiſenbahnfahrt, das! Ich will ſie warm betten in die Erinnerung, daß ſie mir noch oft in Gedanken vor dem Geſicht erſcheinen mag.

Das Lachen

Ich habe ein himmliſches Lachen gehört, ein Kinderlachen, ein wunderbares Gelächter, ein ganz feines, ſilberreines. Ein göttliches Kichern war's. Ich kam geſtern, Sonntag, gegen ſieben Uhr heim, da hörte ich's, und ich muß hier unbedingt Bericht davon erſtatten. Wie arm in ihrem Ernſt und mit ihren trocken-ernſthaften Mienen ſind die Erwachſenen, die Großen. Wie reich, wie groß, wie glücklich ſind die Kleinen, die Kinder. Ein ſo volles, reiches, ſüßes Glück lag im Lachen der zwei Kinder, die neben einer Erwachſenen einhergingen, eine ſo überſchwengliche, reizende Freude. Sie waren ganz Seligkeit, indem ſie ſich dem Lachen hingaben. Ich lief abſichtlich langſam, damit ich ſie recht lange lachen hören könne. Ein Genuß war's für ſie, ſie genoſſen die ganze Köſtlichkeit, die in einem Lachen liegen kann. Sie konnten gar nicht aufhören mit Lachen, und ich ſah, wie es ſie ſchüttelte. Sie krümmten ſich förmlich darunter. O, ſo rein war's, ſo ganz nur kindlich! Worüber ſie vielleicht am unbändigſten und am lieblichſten lachten, war die ſtrenge Miene, die das erwachſene Fräulein neben

ihnen zu ziehen für nötig erachtete. Des großen Mädchens Ernſt gab ihnen am meiſten zu lachen. Doch endlich, von ſo viel liebreizender Luſtigkeit hingeriſſen, lachte auch die Gemeſſene, die Ernſte und die Große. Sie war beſiegt von den Kindern und lachte nun wie ein Kind mit den Siegerinnen, den Kleinen. Wie ſind über die Grämlichen die Glücklichen Sieger! Die zwei Kinder lachten in ihrer Unſchuld über alles, über Heutiges und Geſtriges, über dieſes und jenes, über ſich ſelber. Sie mußten über ihr eigenes Lachen lachen. Ihr Lachen kam ihnen immer lächerlicher, luſtiger vor. Ganz deutlich fühlte und hörte ich's. Ich pries mich glücklich, daß ich das Glöckchenkonzert, das Lachkonzert anhören durfte. Die ganze Straße entlang lachten ſie. Sie wollten faſt umfallen, ſich faſt auflöſen und zergehen vor Lachen. Alles an ihnen, den lieben glücklichen Kindern, lachte mit, die Köpfe, die Glieder, die Hände, Füße und Beine. Sie beſtanden ganz nur noch aus Lachen. Wie ſchimmerte und glitzerte die Lachluſt in ihren Augen! Ich glaube faſt, ſie mußten ſo gräßlich, ſo grauſam, ſo anhaltend lachen über einen dummen, kleinen Jungen. So ſchelmiſch und wieder ſo ſchön war's, ſo

rührend und ſo ausgelaſſen. Wahrſcheinlich war der Lachanlaß nur ganz geringfügig geweſen. Kinder ſind eben Künſtler im Erfaſſen eines Grundes, recht ſelig zu ſein. Ein kleiner, leiſer Vorfall mag es geweſen ſein, und da machten ſie eine große Geſchichte daraus, hingen ſolch ein langes, großes, breites, üppiges Lachen daran. Kinder wiſſen, was ſie glücklich macht.

Der Berg

Ohne dich einer Anſtrengung zu unterziehen freilich gelangſt du nicht hinauf auf den ſchönen Berg. Doch ich bilde mir ein, daß du die Arbeit des Beſteigens nicht ſcheuen wirſt. Heller, warmer, ja ſogar heißer, heiterer Sommermorgen, Sommervormittag iſt es, und die Welt, ſoweit du zu ſchauen vermagſt, beſteht aus einem Meer, aus einem Strom, aus einem Hauch von Blau und Grün. Oftmals bleibſt du eine kleine Weile ſtehen, um Atem zu ſchöpfen, dir den Schweiß vom Kopf abzuwiſchen, und hinunter in die Tiefe zu blicken. Nun wirſt du mir erlauben, zu denken, du ſeiſt oben auf dem grünen, weichen und breiten Bergrücken glücklich und freudig angekommen, wo dich auch gleich kühle, reine Bergluft umweht, die du mit Entzücken einatmeſt, daß dir die Bruſt und das Herz ſich ausweiten. Göttlich ſchön mutet dich, lieber Freund, das Stehen auf der erſtiegenen Höhe an, und du bildeſt dir ein, daß du im Genuß der ſüßen, hohen Bergesfreiheit ertrinken müſſeſt. Ganz wie ertrunken im Meer der köſtlichen Luft und im Meer des Bergſteigerglückes

kommſt du dir vor. Selig biſt du, daß du hinabſchauen kannſt auf die Welt, die dir wie ein heiteres, reiches Gemälde zu Füßen liegt, die da unten liegt und tönt und duftet wie ein Lied, wie ein Gedicht, wie eine Illuſion. Langſam gehſt du unter Tannenäſten und reizendem Buchengrün, welches dich mit ſeiner friſchen Götterfarbe wie mit einem Kinderlächeln anlächelt, auf der Weide weiter, liegſt vielleicht eine halbe oder ganze Stunde glückſelig und gedankenlos am Boden; erhebſt dich wieder und ſchreiteſt weiter durch all die ringsverbreitete ſüße, heiße Melodie von Blau und Grün. Das Grün iſt ſo üppig und ſaftig, daß du meinſt, es ſei eine Flut, in welcher du wateſt, badeſt, ſchwelgſt. Es iſt ein Schwelgen, ein luſtumſchlungenes Gehen und Luſtwandeln in Arkadien. Griechenland iſt nicht edler und ſchöner, und Japan mit ſeinen Fürſtengärten kann nicht luſt- und glücküberſchütteter ſein. Sanft, zart und fern dringt aus der tiefen Menſchenebene das Geräuſch des tätigen, täglichen Lebens an dein horchendes Ohr herauf, indes deine Augen das blendend ſchöne und liebe Weiß der Wolke trinken, die wie ein Märchenſchiff am blauen Himmel ſchwimmt. Süßes Girren und

Brauſen, Summen und Lüfteliſpeln, und da ſtehſt du, unter all dem Licht, in all dem Licht, zwiſchen all den Farben, und ſchauſt hinüber zu den Nachbarbergen, welche, Traumfiguren ähnlich, ſtill und groß und gedämpft in die Luft hinaufragen, und du grüßeſt ſie wie Freunde, du biſt ihnen Freund, ſie ſind es dir. Du biſt der Freund der ganzen Welt; ans Herz möchteſt du ihr ſinken, der wunderbaren Freundin. Umſchlungen hält ſie dich und du ſie. Du verſtehſt ſie, liebſt ſie und ſie dich.

Schwärmerei

Ob ich mit ihr dann den Berg hinaufgehen werde? Nein, ich glaube, es wird ſchöner ſein, ins weiche niedere Land hineinzuſpazieren mit ihr. Bergſteigen und Anſtrengungen überwinden kann ich, wenn ich allein bin. Mit ihr ſoll es ein Luſtwandeln ſein wie in einem angenehmen, weichen, leichten Garten. Zu überreden werde ich ſie ſchon wiſſen. Sie wird ſchon zu verführen ſein. Will ich ſie verführen? Ja! Aber ich will ihr treu ſein bis weit, weit hinaus. Treue und Liebe ſollen kein Ende nehmen. Wie ich ſchwärme! Alſo leiſe übers grüne Land ſoll es gehen, durch die ſanfte und offenherzige Gegend, an den Menſchen, an den Tieren und an den lieben, heimeligen Bauernhäuſern vorbei, Bäume ſtehen links und rechts neben dem Weg in den Wieſen, und weiße Wolken fliegen oder liegen am hellblauen Himmel. Alles iſt dort grün, weiß und blau, da und dort das zarte, alte Rot eines Hausdaches, das bis an die Erde herabreicht. Alles hell, alles freundlich, alles ſtill. Nun und ſo kommen wir, denke ich mir, in einen dunklen, grünen Wald, in ein rechtes Kircheninneres von

Wald, wo die hohen, ſchlanken, zarten Tannen wie Säulen ſtehen, und wo es kühl iſt, daß man leiſe ſchauert. Unſere Schritte ſind nicht hörbar auf dem tannenreisbelegten, weichen, braunen Boden. Wie ein Sinnbild der Treue und des liebevollen Harrens iſt der Wald; bald treten wir aus dem Wald wieder heraus und ſehen einen grünen Wieſenhügel mit gelben, länglichen Kornplätzen. Der Wind ſtreicht liebkoſend über das Korn und macht es wogen wie Wellen. Es iſt ſo warm, und die Farben ſind ſo ſüß. Auf dem weißen Weg gehen wir langſam weiter. Jeder Schritt iſt ein Erleben, und in jedem Augenblick liegt es wie ein Ereignis. Verſtändlich, als wenn es ein glückliches Lächeln ſei, liegt das Leben da und iſt das treue, ſchöne Land vor unſeren Augen ausgebreitet. Da erkühne ich mich, bilde ich mir ein, des Mädchens zarte Hand leiſe, leiſe anzufaſſen, und nun weiß ſie auch ſchon alles, alles. Die Herrliche, ſie ſenkt die Augen, und indem ſie das tut, bindet ſie mich für immer, ſchließt ſie mich für immer ein in den weichen Kerker. — Ich bin ihr Gefangener. Ich will reden, doch alle Worte, die mir einfallen, genügen mir nicht, und ſo ſchweige ich. Eine weiße und

rote Roſe geht neben mir, das iſt ſie, ſie, deren dunkler, wunderbarer Wunſch nun mein Geſetz, Stern und Regierung iſt. Still hat ſie gewartet, bis ich käme und ſie bäte, Herrſcherin zu ſein ———

Oskar

Sehr früh ſchon fing er dieſes ſonderbare Treiben an, daß er auf die Seite ging und ein ſo ausdrückliches Gefallen am Alleinſein fand. Er erinnerte ſich in ſpäteren Jahren deutlich, daß niemand ihn auf ſolche Dinge aufmerkſam machte. Ganz von allein kam es und war es da, das ſeltſame Bedürfnis, einſam und abgelegen zu ſein. Ganz allein aus ſich ſelber holte er den Gedanken, daß es ſchön ſei, ſich zu verſchließen, um ſo wieder friſche Luſt zu gewinnen, und neue Sehnſucht zu empfinden, offen zu ſein, und harmlos unter die Menſchen zu treten. Es war eine Art Rechnung, die er machte, eine Art Aufgabe, die er ſich ſtellte. In ein armſeliges, halbzerſtörtes Haus an der Bergſtraße war er gezogen; hier bewohnte er ein dürftiges, kleines Zimmer, welches ausgeſtattet und ausſtaffiert war mit einem bemerkenswerten Mangel an Mobiliar. Einheizen ließ er nicht, obgleich es Winter war. Er wollte es nicht behaglich haben. — Rauh und unwirtlich und ſchlecht ſollte es rings um ihn ſein. Ausharren und etwas ertragen wollte er. Er befahl ſich das. Und auch das hatte ihm nie-

mand geſagt. Er ganz allein war auf die Idee gekommen, die ihm ſagte, daß es für ihn gut ſei, wenn er ſich befehle, Unannehmlichkeiten und Unholdheiten freundlich und gutmütig zu ertragen. Er nahm ſich wie in eine Art von hoher Schule. Er ging da, gleich einem abſonderlichen, wilden Studenten, in die Hochſchule. Es galt für ihn, die Beobachtung zu machen, wie weit er ſich erkühnen dürfe, es zu treiben, wie viel er imſtande ſei, zu wagen. Bisweilen kam das Bangen zu ihm ins Zimmer und ſtreifte ihn mit dem kalten Flor des Verzagens. Aber er war einmal hineingetreten in das Wagnis, abſonderlich zu ſein, und es mußte ſo weitergehen, faſt ohne daß er es wollte. Wer in die Seltſamkeiten hineingegangen iſt, den nehmen ſie und führen ihn mit regierenden Händen weiter, reißen ihn fort, laſſen ihn nicht wieder los. Einſam verbrachte er die Tage und die Nächte. Zwei kleine Kinder lagen im anderen Zimmer, hart an der Wand. Er hörte ſie vielmal kläglich weinen. Ganze lange dunkle Nächte lag er ſchlaflos da, als ſei der Schlaf ſein Feind, fürchte und fliehe ihn, und als ſei das Wachbleiben ſein guter Kamerad, der ſich nicht von ihm zu trennen vermöge. Täg-

lich machte er denſelben Gang durch die winterlich gefrorenen Wieſen, wobei es ihm war, als befinde er ſich auf tagelanger Wanderung durch fremde, unbekannte Gegenden. Ein Tag glich dem andern. Kein junger Menſch würde dieſes Leben haben ſchön finden können. Er aber wollte es einmal ſo; er befahl ſich, daß er dieſe Lebensweiſe ſchön finde. Da er Reize ſehen wollte, ſah er ſie auch, da er die Tiefe ſuchte, fand er ſie, da er Not kennen lernen wollte, gab ſie ſich ihm zu erkennen. Freudig und ſtolz ertrug er alle ſogenannte Langeweile. Das Einerlei und die eine und ſelbe Farbe waren ihm ſchön, und der eine Ton war ſein Leben. Er wollte nichts wiſſen von Langeweile. Es gab keine für ihn. So regierte er ſich. So lebte er. Er verkehrte wie mit ſinnlich-körperlichen Weſen mit den ſtillen Frauen, den Stunden. Sie kamen und gingen, und Oskar, ſo hieß er, verlor nie die Geduld. Ungeduld bedeutete Tod für ihn. Ausdauer, in die er ſich mit freiem Willen wohllüſtig ſenkte, war ſein menſchlich Leben. Süß wie Roſenduft umſtrickte und umduftete ihn der Gedanke, daß er arm ſei. Er gehörte mit Leib und Seele und mit allen ſeinen Gedanken und Gefühlen und

mit dem ganzen Herzen zu den Armen. Er liebte die verſteckten Wege zwiſchen den hohen Hecken, und die Abende waren ſeine Freunde. Keinen höheren Genuß kannte er, als den Genuß von Tag und Nacht.

Die Einfahrt

Lange Jahre war ich fern geweſen vom lieben alten Land, und nun ſaß ich mit Landsleuten, mit ſtillen, beſcheidenen Arbeitsleuten zuſammen, im Eiſenbahnwagen, der mich ſchon als ſolcher in der Seele entzückte. Langſam, als ſei er die Beute einer tiefen Nachdenklichkeit und als ſei es ihm ein Bedürfnis, zögeriſch vorzurücken, fuhr der Zug, es war ein Arbeiterzug. Ich war recht froh, daß es ein ſo ſtiller Zug war und daß ich jetzt zuſammenſaß mit den ärmlichen, ernſten Leuten aus dem Volk. Es war mir, als lerne ich wieder mein Volk ſo recht aus dem Grunde kennen, als fahre ich mit dem Eiſenbahnzug in das Herz des Volkes hinein. Abend wurde es. Auf jeder kleinen, dörflichen Station hielt der Wagen an, und liebe, brave, arbeitſame Menſchen ſtiegen ein und aus. Mich beſchlich eine wunderbare, angenehme Zärtlichkeit für das Land und für die Leute. Land und Leute öffneten ſich mir ſo ſtill, ſo groß. Immer größer, immer ſchöner wurde das abendliche Gebirgslandſchaftsbild. Eine zarte, ſtille Freundſchaftsglut bemächtigte ſich meines Innern, das mir zu blühen, zu lachen, zu

weinen ſchien. Ich fühlte, wie ein Glanz mir in die Augen kam. Da ſchaute ich immer hinaus in die Landſchaft mit ihren phantaſtiſch-ſteilen, grünen Höhen und immer fuhr der Zug zart und leiſe weiter. Ich will die Fahrt nie, nie vergeſſen. Göttlich-ſchön war es, wie ich und die andern Leute ſo ſtill hineinfuhren, hineingleiteten in die Berge, welche mir wie Lieder, wie alte großartige Melodien entgegentönten. Unvergeßlich wird mir das goldig-dunkle Abendgebirge im Sinne bleiben. Still redeten die Inſaſſen des Wagens miteinander, Männer, Jünglinge und Frauen. Die Nation trat mir nah; das Vaterland und ſein hoher, goldener Gedanke ſchwebten mir ums Herz. Lange Jahre war es immer flach und glatt und öd vor meinem Auge geweſen, daß die weite, hoffnungsarme Leere mir die Seele verdorren machen wollte. Jetzt ging es wieder freundlich in die kühne Höhe und ſank in reiche, himmliſch-ſchöne, gedankenvolle Abgründe hinunter. Eine ſtille Vaterlandesluſt brannte in mir und eine alte, ſüße, wundervolle Liebe wurde wieder wach zu meinem Entzücken. O das war ein ſchönes Eiſenbahnfahren mit mildgeſinnten, klugen, ernſten Landsgenoſſen in die Umſchlungenheit

hinein. Es umſchlang uns mit Felſen und mit Bergen. Liebe, grüne Täler lachten in der Tiefe und von der Höhe herab nickte ſtolz die edle Tanne. Ich ſah das Haus an der Halde ſtehen und Menſchen auf den Wegen gehen, die ſich in die Wälder ſchlängelten. Das Land öffnete die Arme, und ich, ich ſank hinein in die Umarmung und war wieder der Sohn des Landes und ſeiner Bürger einer. Allmählich wurde es Nacht.

Die Vaterſtadt

Der junge, rüſtige Reiſende langte mit der Bahn in der Stadt an, in der er geboren war. Der Ort erſchien ihm lieblich wie nie zuvor. Er trat in einen Zigarrenladen und kaufte ſich Tabak. Der Zigarrenhändler entpuppte ſich als ein Schulkamerad von ihm. Viele Jahre war der Reiſende fort geweſen, wie war er jetzt entzückt, daß in der Heimatſtadt alles ſo ſchön gleich geblieben. Wunderſam, wie ein Kindheitstraum, wo Engelsgeſtalten ſich zu uns niederneigen, erſchien ihm das altbekannte Leben und Treiben in den ſchönen, ſtillen, feinen Straßen. Dunkle Aprilfarben erfüllten die Luft und überraſchend für des Fremdlings Augen war der Glanz, der in der Sphäre und auf allen Gegenſtänden lag. Etwas Niegeſehen-Großes breitete ſich deutlich vor ihm aus und ließ ihn Erregungen gänzlich neuer Art empfinden. Er war erregt und beglückt dabei, er zitterte und er hätte dazu lachen und ſpielen mögen. Es war ihm um die Bruſt, als ſei er, ſeit er die alte, liebe Stadt betreten, wieder viel jünger und viel gütiger und viel freundlicher geworden. Unbefangen und freundlich ſchauten

die Leute ihn an, ohne ihn lang und ſcharf und groß anzublicken. So behaglich und frei und warm und köſtlich kam ihm alles vor, die Häuſer ſo zierlich, die Bäume ſo prächtig. Grünliches Treiben und Knoſpen war ſchon an den weichen, kräftigen Zweigen ſichtbar, und dazu ließen die Singvögel aus allen Gaſſen und Nebengaſſen ihren ſüßen, lieben, einſchmeichelnden Geſang vernehmen. Der Reiſende ſchaute und horchte. Horchte, horchte! Er ging nur ganz langſam weiter und blieb immer ſtehen. Seine Unbefangenheit kämpfte mit einer Art von Bangen und Ahnen, welches ſich ſeiner Seele bemeiſterte. Er fand zuletzt ein Häuschen, das am Felſen angeſchmiegt lag. Die Bäume im zierlichen Garten waren ſo klein. Alles ſchien zu lächeln, zu liſpeln und zu zwitſchern. Tiefſinnig-grün ſchaute ihn ein Stück Wieſe an. Er beſann ſich auf alte längſt vergeſſene Träumereien. Alte Lieblings-Einbildungen erhoben ihr ſchelmiſches, liebliches Geflüſter, und die Fenſter des Häuschens ſchienen luſtig zu blinzeln wie Augen eines geſcheiten Menſchengeſichtes. Da trat er hinein. In dem Hauſe wohnte ſein alter Vater.

Das Grab der Mutter

An einem Sonntag, gegen Abend, ging ich zum Friedhof, der nur wenige Schritte von dem Ort entfernt liegt, wo ich wohne. Es hatte kurz vorher geregnet, es war daher alles noch feucht, der Weg, die Bäume. Ich kam in den Totenhof hinein zu den alten, ſtillen, heiligen Gräbern, und hier empfing mich wie mit ſüßen, lieben, keuſchen Armen ein ſo ſchönes, friſches Grün, wie ich es nie geſehen. Leiſe ſchritt ich auf dem kiesbelegten Wege vorwärts. Es war alles ſo ſtill. Kein Blatt bewegte ſich, nichts regte und rührte ſich. Es war, als lauſche alles. Wie wenn das Grün die rings-verbreitete Feierlichkeit empfinde und über das uralte und immer wieder junge Rätſel vom Tod und vom Leben in ein langes und tiefes Sinnen verſunken ſei, hing es und lag es da in ſeiner feuchten, wunderbaren Schönheit. Ich habe nie ſo etwas geſehen. Gewaltig mußte es mich ergreifen, zu ſehen, wie der Ort des ernſten Todes und des Schweigens für immer ſo ſüß, ſo grün, ſo warm war. Kein Menſch außer mir ließ ſich erblicken. Außer dem Grün und den Grabſteinen war nichts da. Ich wagte kaum zu

atmen in all dieſer Lautloſigkeit, und mein Schritt kam mir frech und unzart vor mitten in all dem heiligen, ernſten und zarten Schweigen. Unendlich freundlich und lieblich hing das reiche Grün eines Akazienbaumes über ein Grab herab, bei dem ich ſtehen blieb. Es war das Grab meiner Mutter. Da ſchien alles nun zu flüſtern und zu liſpeln, zu reden und zu deuten. Das lebendige Bild der Lieben und der Verehrten ſtieg mit ſeinem Geſicht und mit des Geſichtes edlem Ausdruck ſanft und ſchleierhaft hinauf aus des grünen, ſtillen Grabes unfaßbarer Tiefe. Lange ſtand ich da. Doch nicht traurig. Auch ich und du, wir, wir alle kommen einſt dahin, wo alles, alles ſtill iſt und beſchloſſen iſt und alles aufhört und alles ſich auflöſen muß zu einem Schweigen.

Abend

Ich ſaß in der Wirtsſtube zu den drei Tannen ſtill am Tiſch wie ein ſchweigender, denkender, nachrechnender Händler und ſtand jetzt auf und ging hinaus auf die abendliche Straße, wo der Abendzauber mich mit ſeinem Dunkel empfing. Das Wirtshaus liegt zart und nah am Waldberg, über welchem jetzt der Halbmond herrlich leuchtete. Auf der Dorfſtraße war es unſäglich ſchön. Einige Helligkeit war am Verſchwinden, war noch da, hauchte und ſchwebte noch da und dort herum. Doch die Sterne erſchienen bereits, zwiſchen großen, warmen Wolken, am dunkleren und dunkleren Himmel. Dunkelheit fing mehr und mehr an zu regieren. Die Leute ſtanden ſo ſchön undeutlich da und gingen im Dunkel ſo ſchön warm und ſanft dahin. Jemand ſagte mir freundlich guten Abend. Es war ein Mädchen. Ich vermochte in der zaubervollen Dunkelheit rote Wangen und liebe, helle Augen noch zu unterſcheiden. Kinder gingen und ſpielten über den weichen Weg. Alles war ſo ſtill, lautlos, freundlich-nachbarlich, gut und groß. Ich wünſchte, daß die Zeit zwiſchen Tag und Nacht, die ſchöne Zwiſchenzeit, die

liebe, ſchöne Abendzeit ewig, ewig andauern möchte. Eine Ewigkeit lang Abend. Weiter ging ich. Es war mir, als gehe und trete ich im Land der Poeſie ſelber, ſo hold und wunderbar kam mir die Welt vor in ihrem zarten Abendmantel. Über allem lag der Schleier der Zartheit und der Verhaltenheit. Mildes, dunkles, ſüßes Bangen hielt Schritt mit mir, ging neben und hinter und vor mir. Da kam ich über die Brücke. Die großen Wolken ſanken hinab in das ſtille, fließende Waſſer und die Sterne zitterten von unten aus dem Fluß herauf, als ſei die Natur verwandelt und die ganze Welt verzaubert. Unten und oben, das Vordere und das Zurückgeſunkene! Wie trunken von all der Schönheit marſchierte ich weiter, ein Glücklicher, ein Berauſchter. Ich trank am Bild und hing am Bild des Abends. Da war grad das Wirtshaus zur Brücke, ich ging ohne zu denken hinein, es zog mich ſo, ich hatte ſo das Bedürfnis, kaum wußte ich, was ich tat. Als ich wieder draus heraustrat, war es völlige Nacht mit völlig-göttlich-ſchöner Finſternis. Überall die Lichter nun in den Fenſtern. Ich machte, daß ich nach Hauſe kam, es war Zeit. Auf dem Heimweg ſah ich noch eine Frau

mit ihren zwei kleinen Kindern. Die blonden Locken von dem einen Kind gaben einen hellen, frohen Schein im dichten Dunkel, und süß war es für mich, wie mich der Engel mit kindlich-lieber Stimme grüßte. O wie schön ist ein Gruß aus Kindermund in dunkler Nacht.

An den Bruder

Faſt mache ich mir einen Vorwurf, daß ich ſolch ein Schlenderer, Herumfeger und Spaziergänger bin, aber es iſt hier eine ſo ſchöne Gegend, ein ſo heiteres, gut aufgeräumtes und ich möchte ſagen geſprächiges Land. Alles iſt hell, ſchön, frei und warm. Land und Leute ſcheinen ſich gleich unbefangen zu geben. Das Land bietet ſich dar wie ein artiges, liebes, kleines Kind mit Unſchuld-Augen und -Fragen, und mit Unſchuld-Farben. Die Farben, mein lieber Maler, ſind ein weitverbreitetes Blau und ein ebenſo weit ausgebreitetes helles Grün, und dazwiſchen ſind Stellen, die blendend weiß ſind, und dann kommt wogendes, duftendes, herzerquickendes Gelb, und das iſt das Kornfeld, durch welches der Wind leiſe weht. Tag und Nacht, Morgen und Abend ſind unendlich ſchön, ſind ein Schauſpiel, ſo recht zum Satt-Anſchauen. Man wird nie müde, nie ſatt, nie matt; man iſt immer wieder begierig, immer wieder ungeſättigt, immer wieder unbefriedigt. Und doch iſt zugleich ein wunderſamer Frieden und ein ſo ſchönes, feſtes, leichtes Genügen in der Luft. Wenn du ſpazieren gehſt, ſo gehſt

Digitized by Google

du wie in der Luft ſpazieren und meinſt, du werdeſt zu einem Teil des blauen Hauches, der über allem ſchwebt. Dann regnet es wieder, und alles Gegenſtändliche iſt dann ſo naß, feucht und voll ſüßen Glanzes. Die Leute hier fühlen die Süße und die Liebe, die in der Natur iſt, die in der ganzen lebendigen Welt iſt. Sie ſtehen angenehm herum, und ihren Bewegungen iſt nachzuſpüren, daß ſie freie Leute ſind. Wenn ſie zur täglichen Arbeit gehen, ſo ſieht es nicht aus wie mürriſches Müſſen, ſondern wie freiſinniges Wollen. Sie ſchlendern ſo, wenn ſie gehen und wenn ſie etwas verrichten, ſo brauchen ſie nicht zu haſten, und das bietet ein appetitliches, geſundes Bild dar. Was macht die Hauptſtadt mit ihren heftigen Energien? Meine Energie iſt hübſch ſchlafen gegangen einſtweilen. Ich gehe ſehr energiſch baden und träume voller Energie in die blaue Luft hinauf. Ich bin ungemein energiſch im Gehenlaſſen und Nichtstun. Sie rennen ſich doch nur oft die Köpfe an Mauern wund mit ihrem ewigen Großes-Verrichten-Wollen. Ich, ich will mich hier wieder recht behaglich zurechtfinden. Ich will gedeihen, ich will wachſen. Das heißt, Beſter:

Digitized by Google

ich will es nicht. So etwas darf man nicht wollen, ſondern man wünſcht es, man hofft es bloß, man träumt davon. Ich bin jetzt ſehr oft ganz, ganz gedankenlos, und wie paßt das zu all der Schönheit, zu all der Freude und zu all der Größe der Natur. Eine himmelblaue Welle iſt über mich gekommen und hat mich unter ihrem flüſſigen, liebevollen Leib begraben. Ich lebe wieder auf, weil ich viel vergeſſen habe, ich führe wieder ein Leben, weil ich ſehe, daß das Leben ſchön iſt. Zuweilen iſt's mir, als möchte ich die Welt, die ganze Welt umarmen und ans frohe Herz drücken. Ich ſchwärme! und ich bin von Herzen froh, daß ich es noch kann. Ich möchte es nicht verlernen.

Digitized by Google

8910166 1304

b89101661304a

Digitized by Google